



Deutsch-Polnisches Doktorandenkolloquium

„Erinnerung und Identität“

Lublin, 15. bis 19. November 2006

Textbuch der polnischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Inhalt

Historisches Erinnern

- Luiza Śniadecka, Lublin (UMCS), Bamberg
„Polnische Konzentrationslager“ – Ein Versuch der Falsifizierung der Geschichte 3

Literarisches Erinnern

- Katarzyna Maciąg, Lublin (UMCS)
Lublin bei Alfred Döblin in seiner „Reise in Polen“ 6
- Joanna Bednarska, Łódź/Lotsch
Danzig/Gdańsk als „doppelter Erinnerungsraum“ 8
- Karin Wawrzynek, Lublin (KUL)
Erinnerung als Mittel der Identitätsbewahrung im literarischen Schaffen Hans Carossas 10

Erinnerung und Identität

- Piotr Firfas, Zielona Góra/Grünberg
Wohin führt die Diskussion um das „Zentrum gegen Vertreibungen“?
Eine Reflexion über die soziale Dimension einer politischen Debatte 12
- Bartłomiej Czop, Lublin (KUL)
Zentrum gegen Vertreibung als eine der alternativen Erinnerungsmöglichkeiten 14
- Anna Pasztor, Lublin (UMCS)
Vergangenheit oder vielleicht Zukunft? 16
- Dorota Trzuszczkowska, Lublin (KUL)
Erinnerung und Identität 18
- Justyna Godek, Lublin (UMCS)
Chancen für eine gute Nachbarschaft unter jungen Polen und Deutschen 20
- Katarzyna Ślebarska, Katowice/Kattowitz
Der Einfluss der Stereotypen auf die deutsch-polnischen Beziehungen 22
- Donata Wójcik, Rzeszów
Zum Begriff der Identität im interkulturellen Fremdsprachenunterricht 24
- Daria Filipak, Gdańsk/Danzig
Wo ist die Grenze der Grenze? 27

Persönlichkeiten

- Enrico Sperfeld, Zielona Góra/Grünberg, Dresden
Józef Tischner – Ein Solidarność-Philosoph als Integrationsfigur 28
- Justyna Ofierska, Lublin (KUL)
Marion Gräfin Dönhoff 31

Historisches Erinnern

Luiza Śniadecka, Lublin (UMCS), Bamberg „Polnische Konzentrationslager“ – Ein Versuch der Falsifizierung der Geschichte

„Mit Schmerz und Bedauern verfolge ich, wie in vielen angesehenen Zeitungen der ganzen Welt falsche und für Polen beleidigende Formulierungen über polnische Konzentrationslager auftauchen. Im Verlauf von Jahren und Jahrzehnten hat diese unzulässige gedankliche Vereinfachung historisches Wissen verdrängt und scheint an Popularität zu gewinnen.“ Mit diesen Worten antwortet der Chefredakteur der polnischen Tageszeitung „Rzeczpospolita“ Grzegorz Gauden am 26.01.2005 auf den Artikel von Jose Manuel Barosso „A united Europe can heal the holocaust wounds“ anlässlich des 60. Jahrestages der Befreiung des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau. Wie Gauden schon im Brief an Journalisten vermerkt hat, ist das Problem der polnischen Konzentrationslager nicht neu. Bezeichnungen wie polnische Konzentrationslager oder polnische Todeslager werden als eine Abkürzung für „Konzentrationslager, die die Nazi-Regierung Deutschlands in Polen erbaute“ gebraucht. Sie tauchen nicht nur in allgemein bekannten und angesehenen Zeitungen wie The New York Times, Corriere de la Serra, The Guardian, Le Figaro, Le Progres, The Australian, Der Spiegel, Bild, Der Tagesspiegel oder Rheinische Post, sondern auch in Essays, Abhandlungen, Reportagen oder Filmen auf, ohne darauf hinzuweisen, dass es sich um eine Bezeichnung für eine geographische Lokalisation handelt. Sätze wie: „Die ersten Konzentrationslager wurden 1940 durch Polen errichtet“ (Le Progres), „In Paris wurde ein Denkmal errichtet, das den 72.000 französischen Juden gewidmet ist, die in polnischen Gaskammern und Krematorien ums Leben gekommen sind“ (The Guardian) oder „Von dort aus wurde Sophie am 11.11.1942 im 45. Transport des RSHA (Reichssicherheitshauptamt) zusammen mit 745 anderen Juden weiter ins polnische Konzentrationslager Auschwitz deportiert.“, sorgen für Aufregung.

Man muss hier ganz deutlich betonen, dass die Veränderung der Bezeichnung nicht nur im Bereich der Semantik liegt. Hier wird die ganze historische Wahrheit in Frage gestellt. Eine weitere Folge dieser Auffassung der Geschichte ist die Annahme, dass Polen

antisemitistisch sei oder sich am Holocaust beteiligt hätte.

Der Chefredakteur der Rzeczpospolita sieht die Ursache derartiger Verwendung vor allem in der Vereinfachung und beruflicher Nachlässigkeit, aber nicht im bösen Willen. Diesen Worten kann man zustimmen, denn es ist doch allgemein bekannt, dass die Konzentrationslager, die auf dem polnischen Gebiet entstanden sind, durch die Nazis geplant, errichtet und geführt wurden. Die so genannte Auschwitzlüge, d.h. die Leugnung des Holocaust, ist seit 1985 in der Bundesrepublik strafbar, weil sie eine Beleidigung der Opfer darstellt. Damit sollte es eigentlich klar sein, ist es aber nicht immer. Professor Władysław Bartoszewski, ehemaliger Häftling in Auschwitz, sieht eine große Gefahr in der Falsifizierung der Geschichte. Der Mangel an historischem Wissen bewirkt, dass diese Formulierung den Eindruck hervorruft, als ob die polnische Nation für die Shoa verantwortlich wäre. Hier wird die Grenze überschritten, die deutlich trennt, wer Täter und wer Opfer war.

Für die Desinformation ist nicht nur die Presse verantwortlich. Im amerikanischen Film „Holocaust“ wird in einer Szene gezeigt, wie bei der Pazifikation im Warschauer Ghetto die Darsteller polnische Uniformen getragen haben. Laut einer Umfrage, die nach der Ausstrahlung des Films in amerikanischen Schulen gemacht wurde, wurde zum großen Erstaunen wahrgenommen, dass der Holocaust den Polen zu verdanken sei. Ähnliche Konnotationen werden hervorgerufen, wenn man die Szene der Vertreibung der Juden aus ihren Häusern in Schindlers Liste betrachtet. Welche Schlüsse kann man ziehen, wenn man die Vertreibung der Juden ins Ghetto anschaut und sieht, wie die Polen die jüdischen Bewohner von Krakau mit Gesichtern voller Hass betrachten? Dann bewerfen sie die Gefangenen mit Steinen und schreien „Good bye“ im Sinne von „wir hoffen euch nie mehr wieder zu sehen“.

„Polnische Konzentrationslager“ als ein fester Begriff tragen dazu bei, dass die Geschichte neu geschrieben wird. Selbst die jüdischen Organisationen nehmen manchmal eine

Haltung ein, die mit der historischen Wahrheit kaum vereinbar ist. Am 24.04.06 veröffentlichte die polnische Tageszeitung „Gazeta Wyborcza“ die Aussage des Jüdischen Weltkongresses, in der steht „Das Konzentrationslager Auschwitz wurde durch die Nazis errichtet, die polnische Bevölkerung arbeitete an seinem Ausbau, alle in der Umgebung haben davon gewusst, was im Lager geschieht. Polen will sich der Verantwortung entziehen.“ Diese Stellungnahme wurde konzipiert anlässlich der Bekanntgabe der polnischen Regierung vom Antrag an die UNESCO über die Umbenennung des KZ Auschwitz.

Grzegorz Gauner stellt dagegen die Fakten in seinem Brief an Journalisten in „Rzeczpospolita“ folgendermaßen dar: „Ich will daran erinnern, dass Polen seine staatliche Souveränität im September 1939 verlor und jenes Gebiet in Europa war, welches am längsten von Hitlerdeutschland besetzt wurde. Es gab keine kollaborative Regierung in Polen. Die Polen nahmen in keiner Weise an den Prozessen der Verwaltungsentscheidungen der deutschen Macht teil. Die Konzentrationslager wurden auf polnischem Gebiet durch deutsche Beamte gebaut und durch deutsche Funktionäre überwacht. Deutsche Offiziere führten Selektionen für die Gaskammern durch. Todesurteile wurden von deutschen Funktionären gefällt. Es waren deutsche Vernichtungslager, in denen Bürger verschiedener Nationalitäten ums Leben kamen, vor allem Juden, aber auch Polen.“ Professor Bartoszewski, sowie der einzige überlebende Führer des Aufstandes im Warschauer Ghetto, Marek Edelman kritisierten die Auffassung der Geschichte, die wichtige Fakten verschweigt. Sie betonten, dass Polen die KL Auschwitz tatsächlich ausgebaut haben, sie taten es aber nicht freiwillig. Wieder ist der Mangel des Wissens an historischen Ereignissen spürbar. Es ist bekannt, dass die ersten Häftlinge im März 1940 aus Tarnow kamen. Die über 700 politischen Häftlinge waren alle polnisch und keine Freiwilligen, geschweige denn Bewohner von Oświęcim (polnische Bezeichnung des Ortes, wo das KL Auschwitz gebaut wurde). Was steht noch hinter der Bezeichnung polnische Todeslager?

Der Gebrauch von Bezeichnungen wie „polnische Todeslager“ lässt viele Tatsachen verdrehen. Jan Marek Nowakowski, Publizist der Zeitschrift „Wprost“, begründet seine Befürchtungen damit, dass man immer wieder vergisst, wer den II. Weltkrieg ausgelöst hat und wer eigentlich die Opfer waren. Die Täter sind seiner Meinung nach verschont worden.

Man schreibt, dass die Deutschen selbst unter dem Nationalsozialismus gelitten haben und teilweise auch in die Konzentrationslager überführt wurden. Diese Gegebenheit ist wahr, denn es waren viele politischen Häftlinge (z.B. Kommunisten), aber auch Kriminelle, Homosexuelle, Zeugen Jehovas und viele andere, die dasselbe Schicksal mit anderen Menschengruppen geteilt haben. Die Bezeichnung polnische Konzentrationslager erweckt plötzlich den Eindruck, dass alle gelitten haben, außer der polnischen Nation, die in diesem Licht an die Seite der Täter gestellt wird.

Der Umgang mit der Geschichte ist nicht einfach. Umso wichtiger scheint es, um die Wahrheit zu kämpfen. Gegenwärtig leben immer weniger Zeugen des Holocaust. Die Wahrheit wird bald nur noch aus Büchern ablesbar sein. Aber welche Wahrheit? Aus diesem Grund ist es unabdingbar, die Geschichte so darzustellen, wie sie wirklich war. Polnische Konzentrationslager als ein fester Begriff hatte niemals einen wirklichen historischen Bestand. Er sollte dementsprechend auch niemals als Begriff in den Köpfen der Menschen existieren.

Der Brief des Chefredakteurs der Rzeczpospolita löste eine Aktion aus, die zum Ziel hatte, Protestbriefe an die Redaktionen der Zeitungen oder Presseagenturen zu schicken, die in Meldungen, Reportagen oder Artikeln Bezeichnungen wie polnische Konzentrationslager, polnische Nationalsozialisten, polnische Gaskammern, polnische Krematorien und ähnliche verwendet haben, die der historischen Wahrheit widersprechen. Aus vielen Protestbriefen resultierten zahlreiche Berichtigungen, Entschuldigungsworte und Erklärungen, welche Konzepte hinter den von den Journalisten verwendeten Bezeichnungen wirklich standen. Es gab aber auch Protestbriefe, die unbeantwortet blieben. Als Folge dieser Ereignisse wurde die Initiative ergriffen, die historische Wahrheit durch die Ergänzung des gegenwärtigen Namens des Konzentrationslagers Auschwitz- Birkenau zu sichern. Das Konzentrationslager Auschwitz wurde im Jahre 1979 in die Liste der UNESCO eingetragen. Der Name des KZ soll demnächst lauten: „Das ehemalige nazistische deutsche Konzentrationslager Auschwitz- Birkenau“. Die Entscheidung wird im Jahr 2007 auf dem Gipfel in Neuseeland getroffen, wobei der Antrag schon im Frühling 2006 von der UNESCO- Kommission gutgeheißen wurde. Professor Bartoszewski begrüßte diese Idee und bezeichnete sie als „das Ordnen gewisser historischer Begriffe“. Dieselbe Meinung vertritt

der polnische Kulturminister Kazimierz Michał Ujazdowski, der die Umbenennung wie folgt versteht: „Es ist der Sieg der historischen Wahrheit, die einen grundlegenden Wert für die Gemeinschaft hat.“ Einen fundamentalen Beitrag dazu leistete auch Papst Benedikt XVI. während seiner ersten Pilgerfahrt nach Polen, als er die im KL Auschwitz-Birkenau versammelten Vertreter von Weltreligionen und Nationen um Vergebung und Versöhnung gebeten hat. Er wandte sich an sie mit folgenden Worten: "Ich musste kommen. Es war und ist eine Pflicht der Wahrheit, dem Recht derer gegenüber, die gelitten haben, eine Pflicht vor Gott, als Nachfolger von Johannes Paul II. und als Kind des deutschen Volkes hier zu stehen - als Sohn des Volkes, über das eine Schar von Verbrechern mit lügnerischen Versprechungen, mit der Verheißung der Größe, des Wiedererstehens der Ehre der Nation und ihrer Bedeutung, mit der Verheißung des Wohlergehens und auch mit Terror und Einschüchterung Macht gewonnen hatte, so dass unser Volk zum Instrument ihrer Wut des Zerstörens und des Herrschens gebraucht und missbraucht werden konnte."

Die Brisanz der geschichtspolitischen Themen ist offensichtlich. Es hängt nun von den Menschen ab, inwieweit sie bewusst die Geschichte annehmen, sie weitergeben und sich über mögliche Konsequenzen überhaupt Gedanken machen. Die Vergangenheit der eigenen Nation ist für sie fast unantastbar. In der polnischen Geschichte findet man auch Ereignisse, die keinen Ruhm bringen, die verschwiegen werden, an die man sich nicht erinnern will (Mord in Jedwabne, Pogrom in Kielce). Durch viele Jahre hinweg wurden Nationen verfeindet. Beschuldigungen und gegenseitige Vorwürfe prägen durch Jahrzehnte die gegenseitigen Verhältnisse. So war/ist es auch in der polnischen Geschichte, so ist es in jeder Geschichte. Die Wahrheit reinigt die Verhältnisse, obwohl es nicht immer einfach ist, sie anzunehmen. Deswegen lege ich persönlich großen Wert auf Initiativen, die zugleich die historische Wahrheit pflegen und die an Konflikten beteiligten Nationen doch zusammenbringen. Da die Medien einen enormen Einfluss auf die Informationsgesellschaft ausüben, sollten sie auch dazu benutzt werden, die Wahrheit zu verbreiten, die Menschen über die Fakten zu informieren und darüber zu diskutieren. Man kann nicht weiter leben, als ob so etwas nie in der Geschichte stattgefunden hätte. Man sollte darüber Bescheid wissen, um solche Ereignisse nie wieder erleben zu müssen. Als Resümee zitiere ich noch einmal die Worte von Chefredakteur Gauder: „Ich appelliere an Sie

im Namen beruflicher Anständigkeit: Schreiben Sie möglichst oft über Lager und über Vernichtung, damit es sich nie mehr wiederholt. Aber schreiben Sie die Wahrheit.“

Literarisches Erinnern

Katarzyna Maciąg, Lublin (UMCS) Lublin bei Alfred Döblin in seiner „Reise in Polen“

Alfred Döblin führte im Jahre 1924 eine Reise von Berlin aus nach Polen. Er besuchte neun polnische Städte. Die Reise dauerte ungefähr drei Monate. Seine Ausführungen erschienen zunächst in der „Vossischen Zeitung“, später in der „Neuen Rundschau“ und lagen 1925 schließlich in Buchform vor. Jeder Stadt widmet Döblin ein Kapitel.

Die Reise nach Polen war keine Erholungsreise. Mit ihr waren viele Schwierigkeiten verbunden. Döblin konnte die Sprache des Landes nicht und war auf die Hilfe der Führer, denen er begegnete, angewiesen. Trotz der Schwierigkeiten wollte er jedoch Polen besuchen. – Aber warum? Man kann hier ein paar Motive seiner Reise unterscheiden. Döblin wollte wissen, was in Polen vorging. Er wollte die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes kennen lernen, die Stellung der ethnischen Minoritäten untereinander und im Ganzen des Staates.

Das Polen der zwanziger Jahre bietet unerschöpfliche Materialien der Anschauung und Reflexion. Kein Land wurde so oft wie Polen von den angrenzenden Großmächten aufgeteilt und tyrannisiert. Erst nach 123 Jahren der Gefangenschaft ist es 1918 neu entstanden und hat seine staatliche Selbstständigkeit wiedergewonnen. Dieser Staat dient nur als Ausgangspunkt und Hintergrund für Bemerkungen zum „Staat überhaupt“. Döblin war gegen den Obrigkeitsstaat- als eine überalterte Institution, in der sich die neuen Impulse der Völker nicht frei entfalten können.

Das Wesen des Staates war für Döblin demnach von Bedeutung. Aber das war nicht das Hauptmotiv seiner Reise. Das Hauptmotiv hatte mehr persönlichen Charakter. In der ersten Hälfte der zwanziger Jahre ereigneten sich in Berlin pogromartige Vorgänge. Damals luden Vertreter des Zionismus Männer jüdischer Herkunft zu Zusammenkünften ein, um Ziele des Zionismus zu besprechen. Im Anschluss an diese Diskussion wollte ein Mann den Schriftsteller zu einer Reise nach Palästina anregen. Döblin wollte sich zuerst einmal über die Juden orientieren. Er und seine Bekannten waren zwar Juden aber

schon stark assimilierte Westjuden, für die die jüdische Tradition, Sprache oder der Glaube keine große Rolle spielten. Döblin kannte Juden eigentlich nicht. Weder in seiner Bildung noch in seiner Erziehung war das Judentum eine bestimmende Macht gewesen. Die „richtigen“, mit Tradition, Sprache und Religion verbundenen Juden waren die Ostjuden, die er selbst sehen und für sich entdecken wollte.

Die Reise nach Polen ist für Döblin in vieler Hinsicht folgenreich gewesen. Aus der Erfahrung, dass das so gedemütigte polnische Volk nun endlich wieder in einem eigenen Staat lebte, zog er einen hoffnungsvollen Schluss für das jüdische Volk. Ihm ging es vor allem nicht um das Land, sondern um eine allgemeine geistige Erneuerung des jüdischen Volkes. Man kann vermuten, dass der Aufenthalt in Polen auch einen bestimmten Einfluss auf seine Konversion zum Katholizismus hatte. Der Herausgeber der „Reise in Polen“ schrieb, dass diese Wendung in der religiösen Erschütterung in Polen ihre Präfiguration hat.

Die Reise war auch folgenreich in Bezug auf Döblins Schaffen. In dem Buch spricht er von sich wie nie zuvor. Er war immer Feind des Persönlichen gewesen. Hier tritt das „Ich“ des Autors auf den Plan und bleibt ständig gegenwärtig.

Alfred Döblin besuchte während seiner Reise neun polnische Städte: Warschau, Wilna, Lwow, Drohobycz, Krakau, Zakopane, Lodz, Danzig und Lublin, zu dem ich jetzt übergehen möchte.

Lublin dient dem Schriftsteller als Hintergrund für die Darstellung des Lebens und des Funktionierens der Stadt, die aus zwei völlig verschiedenen Städten besteht; nämlich aus einer jüdischen und einer polnischen Stadt. Juden und Polen leben in Lublin nebeneinander aber nicht zusammen. Juden haben eigene Schulen, Krankenhäuser, Friedhöfe. Ihre Stadt – das ist vor allem: Lubartowska, die Rückseite des Schlosses, also Krawiecka, Ruska mit dem Marktplatz und der alte Friedhof. Der polnische Teil von Lublin – das ist vor allem: Krakowskie Przedmieście die katholische Universität, Park, Kasernen,

Kirchen, Hotels und der Bahnhof. Die beiden Teile der Stadt sind durch das Grodzka-Tor voneinander getrennt.

Das Zusammenleben der beiden Völker ist für Alfred Döblin sehr interessant. Hier in Lublin kann der Schriftsteller feststellen, dass der gesellschaftliche Verkehr zwischen Juden und Polen in der Stadt fast null ist. Die Juden leben in einer eigenen Welt. Sie suchen nach keinem Kontakt mit anderen Nationen, verhalten sich ablehnend gegen Fremdes. Xenophobie ist auch für die Polen charakteristisch. Sie ergibt sich vielleicht aus den Unterschieden, die trotz der gemeinsamen Vergangenheit sehr stark waren – also verschiedene Sprachen, Mentalitäten, Lebensweisen, Kulturen, Traditionen und vor allem Religionen.

Obwohl Döblin die Juden auch kritisch betrachtet, bewundert er sie; besonders ihre religiöse und kulturelle Identität, ihre Stärke: „Männer stehen vor ihren Läden, ich habe von ihnen und von vielen anderen den Eindruck großer Härte und Stärke. Das sind Männer der kältesten Berechnung, des gnadenlosen Willens.“ Dass die Juden ein Volk seien, ist ihm erst in Polen voll bewusst geworden. Hier findet er die Geistigkeit, die im Westen verloren ging. Faszinierend ist für ihn auch die Unwissenheit der Juden. Die mangelhafte Ausbildung ist sehr stark mit der Religion und Tradition des Volkes verbunden. In jüdischen Schulen lernte man die Tora auswendig und beschäftigte sich nur mit religiösen Fragen. Von den Kandidaten auf der talmudischen Hochschule verlangte man die Kenntnisse der 400 Seiten des Talmud.

Die jüdischen Schulen hatten sich seit vielen Jahrzehnten nicht verändert. Die einzige Quelle des Wissens waren für die Juden ihre Religion und Tradition. Seit Generationen wiederholten sie dieselbe Lehre und Wahrheiten. „Gott hat die Welt gemacht, das ist sicher. Ein Haus hat ein Mensch gemacht, das weiß man. (...) Ich halte mich daran, was mein Vater und Großvater selig gedacht hat.“ Das sagte dem Schriftsteller ein junger Jude aus Lublin.

In Lublin beobachtet Döblin die richtigen, einzigartigen Juden, die er trotz seiner Herkunft nicht kannte, und ihre faszinierende Welt. Hier sieht er (vielleicht zum ersten Mal) einen Wasserträger, Klageweiber und einen Leichenzug der armen Juden. Er will die Geschichte der Ostjuden kennen lernen und notiert sehr genau die Berichte seiner Führer, z.B. die merkwürdigen Legenden von den Heiligen, die auf dem alten Friedhof ruhen. Es

ist unglaublich, wie die Juden ihre Heiligen noch nach vielen Jahren in Ehren halten.

In seiner Beschreibung der Stadt widmet Döblin viel Aufmerksamkeit der Armut der Juden. Nach der Flucht seines Vaters nach Amerika war die finanzielle Situation der Familie schwierig. Aber in Polen wird er mit einem ungeahnten Grad der Armut und des sie begleitenden Schmutzes konfrontiert. Mit dem Blick eines Arztes betrachtet er die Kinder: „(...) schwere Anämie ist bei ihnen (...)“. Erwachsene sehen auch schrecklich aus: „In Lumpen schleichen Männer, man sieht das weiße Fleisch ihrer Beine und Schultern.“

Alfred Döblin versucht sich an die Welt der Juden anzupassen, die Welt zu verstehen. Er ist doch ein Jude. Aber für Lubliner Juden ist er nur ein Fremder. Döblin will hier seine eigene kulturelle und nationale Identität auffinden. Aber die Welt der Juden ist für ihn unerreichbar. Er fühlt sich ausgeschlossen, wird hier nicht akzeptiert. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Symbol der geschlossenen Tür also der Unmöglichkeit des Erreichens der geschlossenen Welt. Döblin ist offen, aber die Juden halten Distanz.

Die „Reise in Polen“ ist kein gewöhnlicher Reiseführer. Döblin besucht Museen lustlos, Sehenswürdigkeiten und Denkmäler sind ihm gleichgültig. Er konzentriert sich darauf, was schmutzig und ekelhaft ist. Der Schriftsteller registriert die Stadt und die Menschen so, wie sie in einem bestimmten Moment sind. Das kann man als eine Forschungsmethode betrachten. Döblin will damit die Welt und die gesellschaftlichen Phänomene analysieren.

Wenn man durch das heutige Lublin geht, denkt man, dass Alfred Döblin viel Glück hatte. Er hatte noch die Möglichkeit, die alte jüdische Stadt und die faszinierende Welt der Lubliner Juden persönlich kennen zu lernen. Diese Welt existierte bereits 20 Jahre später nicht mehr. Und das Ostjudentum ist zu einer historischen Erscheinung geworden.

Die Zitate stammen aus dem Buch von Alfred Döblin „Reise in Polen“ (Kapitel: Lublin) Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1968.

Joanna Bednarska, Łódź/Lotsch Danzig/Gdańsk als „doppelter Erinnerungsraum“

Es ist allgemein bekannt, dass vor dem Zweiten Weltkrieg auf dem Gebiet des heutigen Gdańsk die Freie Stadt Danzig existierte, in der über neunzig Prozent der Bevölkerung Deutsche waren. Nach dem Krieg wurden die Meisten von ihnen gezwungen, die Stadt zu verlassen. Danzig wurde zur Heimat der Polen. Zur Zeit des Kommunismus versuchte man die deutsche Geschichte der Stadt zu verbergen. Nicht nur die Kommunisten waren dafür verantwortlich, auch die durchschnittlichen Bürger wollten sich nicht an die deutsche Vergangenheit der Stadt erinnern. Die deutschen Spuren in der Stadt, zum Beispiel die deutschen Friedhöfe, wurden zerstört. Statt der Vergangenheit sollte hier ein geschichtsloses Vakuum entstehen.

Es gelang jedoch nicht diese Pläne zu verwirklichen. Es fanden sich Menschen, für die diese Stadt Heimat war. Und auch wenn sie die Entscheidung von der Verschiebung der Grenzen nie in Frage gestellt haben, wollten sie die Welt ihrer Kindheit nicht vergessen. Manche von ihnen, unter anderem Günter Grass, begannen von der verlorenen Heimat zu schreiben. Die nicht mehr existierende deutsche Stadt Danzig wurde dank der Literatur zum Erinnerungsraum und somit ein Teil des kulturellen Gedächtnisses sowohl der Deutschen als auch der Polen. Besonders interessant scheinen in diesem Kontext solche Bücher zu sein, in der intertextuelle Beziehungen zwischen der deutschen und polnischen Literatur zu finden sind. Derartige Literatur wird von den Wissenschaftlern „Begegnungsliteratur“ genannt. Es ist zu unterstreichen, dass die Begegnungsliteratur nur am konkreten, um mit dem französischen Historiker Pierre Nora zu sprechen, „doppelten Erinnerungsraum“ möglich ist. Ein „doppelter Erinnerungsraum“ ist ein solcher, der für zwei Nationen, in diesem Fall die deutsche und die polnische, gleichermaßen bedeutsam ist und eine symbolische Rolle erhalten hat. In diesem Sinne gilt Danzig/Gdańsk zweifellos als „doppelter Erinnerungsraum“.

Die gerade erwähnte doppelte Identität der Stadt wurde für viele Schriftsteller ein wichtiges Element ihres literarischen Schaffens. Ich versuche nachzuvollziehen, was die Werke der deutschen Schriftsteller mit den Oeuvres der polnischen Schriftsteller verbindet. Aus einer großen Anzahl von Büchern, die diese

Problematik betreffen, wurden in erster Linie die folgenden Schriftsteller und ihre Werke ausgewählt: Günter Grass (Danziger Trilogie, Unkenrufe, Im Krebsgang, Beim Häuten der Zwiebel), Tanja Dückers (Himmelskörper), Paweł Huelle (Erzählungen, Weiser Dawidek, Castorp), Stefan Chwin (Tod in Danzig, Die Gouvernante) und Jerzy Limon (Münchhauseniada, Die kaschubische Madonna). Die genannten Schriftsteller nehmen mit ihren Werken an einem deutsch-polnischen Dialog teil. Sie suchen nach Spuren der Freien Stadt Danzig in Gdańsk. Die erwähnten Bücher bezeichnet man als „Danziger Literatur“. Und zwar im gleichen Sinne wie die „Danziger Trilogie“ von Grass – also ohne Rücksicht auf die Sprache. Dank Grass und seinen Nachfolgern wurde Danzig/Gdańsk zu einer „erinnerten Landschaft der deutschen Literatur“, wie dies Graf von Nayhauss feststellt. Es ist aber besonders interessant, dass diese utopische Welt auch in der polnischen Literatur existiert. Mit Grass führen heutzutage die erwähnten polnischen Schriftsteller ganz bewusst einen Dialog dadurch, dass sie erstens Danzig/Gdańsk als mythischen Ort darstellen und zweitens in ihren Werken an die Bücher des deutschen Nobelpreisträgers des Jahres 1999 anknüpfen.

Das, was die meisten erwähnten Schriftsteller miteinander verbindet, ist die Tatsache, dass sie die verlorene Welt zeigen, indem sie die Welt ihrer Kindheit als Objekt der Sehnsucht darstellen. Die erste Ebene, auf der man die Bücher von Grass, Chwin, Huelle und den anderen Schriftstellern vergleichen kann, ist natürlich der Raum Danzig/Gdańsk. Günter Grass behandelt seinen Geburtsort Danzig mit einer topographischen Sorgfalt. Dies tun auch die polnischen Schriftsteller. Es geht ihnen aber nicht darum, die geographische Landschaft, möglichst treu darzustellen, sondern vor allem darum, das einst multikulturelle Klima der Stadt zu zeigen. Die wichtigste Rolle im Werk dieser Autoren spielt der Genius loci.

Das, was die polnischen Schriftsteller von den deutschen aber unterscheidet, ist die andere Erzählperspektive aus der die Heimat beobachtet wird. Die deutschen Schriftsteller beschreiben das Problem der Eingewöhnung der Menschen auf dem Gebiet, das von den früheren Einwohnern nicht verlassen wurde.

Die Umsiedler, die Vertriebenen und die Flüchtlinge wurden sowohl in der alten als auch in der neuen Heimat wie Eindringlinge behandelt. Sie waren also heimatlos. Huelle oder Chwin, als Söhne der Umsiedler aus dem Osten, finden dagegen in ihrer neuen Heimat die Spuren der Deutschen und Juden, die hier einst wohnten. Das Gleiche tun auch ihre Erzähler. Die Eltern der Schriftsteller siedelten sich auf dem Gebiet an, wo, wie gesagt, das kulturelle und nationale Vakuum entstehen sollte. Im Laufe der Zeit zeigte sich aber, dass diese Stadt doch ihre Geschichte hat. Die polnischen Schriftsteller beschäftigen sich mit den deutschen Spuren in Gdańsk, sie zeigen, dass die Vertriebenen aus 'kresy' nach dem Krieg an die Stelle der Einheimischen, der Deutschen, kamen, die auch vertrieben worden sind. Die Menschen aus 'kresy' bewohnten die Häuser der Deutschen, ihre Kinder gingen in dieselben Schulen, sie nahmen schließlich die Gegenstände in Besitz, die einst den Deutschen gehörten. Chwin zeigt in seinem Roman Tod in Danzig, dass die Stadt ewig ist, egal wer hier wohnt und welche Sprache er spricht:

„Und die Stadt lag in dunkelbraunes Licht getaucht da, blitzte mit Sonnenstrahlen aus ihren geöffneten Fenstern und wob ein zartes Netz aus Rauchschwaden über den hohen Kaminen aus geschwärztem Backstein. Die Ramme der Firma Lehr aus Dresden ächzte in einer Grube des ehemaligen Stadtgrabens, über dem Hohen Tor flog ein Taubenschwarm auf, und als wir die Augen zusammenkniffen und auf den fernen Horizont blickten, den die Türme der St. Katharinenkirche, des kleinen

und des großen Rathauses, die Kuppel der Synagoge und die gezackte Silhouette der St. Trinitatiskirche durchschnitten, sahen wir hinter einem Nebelschleier den dunklen Streifen des Meeres, der sich von der Frischen Nehrung bis zum Steilufer von Orlowo hinzog, und wir wußten, die Stadt würde ewig stehen.“

Auf solche Art und Weise sieht die von den Deutschen verlassene Stadt Danzig aus, noch bevor die Polen als neue Einwohner in diese Stadt kamen und sie Gdańsk nannten. Stefan Chwin wiederholt die These von der Ewigkeit der Stadt nach Günter Grass, der in seinem Gedicht Kleckerburg Folgendes schreibt:

„Was macht die Ostsee? - Blubb, pffiff, pschsch...
Auf deutsch, auf polnisch: Blubb, pffiff, pschsch...“

Es ist etwas absolut Phänomenales, dass die Bücher von Günter Grass eine Inspiration für die polnischen Autoren bedeuten. Auch das jüngste Geständnis des Schriftstellers, dass er während des Krieges in der Waffen-SS kämpfte, ist nicht imstande, die Magie der literarischen Stadt Danzig/Gdańsk zu zerstören. Die genannten Schriftsteller wurden deswegen ausgewählt, weil sie bereit sind, tatsächlich einen Dialog zu führen, ohne die andere Seite zu bewerten. Sie sind erfolgreiche Schriftsteller, weswegen es wichtig ist, dass sie sich im deutsch-polnischen Dialog engagieren und zeigen, dass unsere zwei Völker ein gemeinsames, äußerst wertvolles kulturelles Erbe besitzen.

Karin Wawrzynek, Lublin (KUL)

Erinnerung als Mittel der Identitätsbewahrung im literarischen Schaffen Hans Carossas

Die Identität, durch die ein Mensch definiert wird, setzt sich wie ein Mosaik aus verschiedenen, einzelnen Elementen zusammen, die ihn sein ganzes Leben hindurch prägen. Dazu gehören unter anderem Hautfarbe, Sprache, Umfeld und ethische Werte. Diese werden ihm durch die Erziehung angeeignet. Je nachdem wie stark der Einfluss jener Elemente ist, desto mehr oder weniger bleibt im Bewusstsein (sprich: in der Erinnerung) haften. Dieses kann sich als Mittel der Identitätsbewahrung als äußerst hilfreich erweisen, wie es anhand des literarischen Schaffens Hans Carossas aufgrund einer dreifachen Verwurzelung von Landschaft, Elternhaus und Goethe festzustellen ist.

Der im bayrisch-österreichischem Grenzgebiet von Passau, fernab von Großstadt und Industrie aufgewachsene Carossa bezeichnet Bayern in seinem Roman „Das Jahr der schönen Täuschungen“ (1941) als „große Mutter und Mutter Gottes“, da das Land zwar katholisch ist, aber Glaube und Brauch in der Lebensweise der Bewohner heidnisch geblieben sind. Die Donau nennt Carossa „den großen fließenden Magneten.“ Dieser wird ihm zum Schicksalsstrom, „dessen Ufer ihn anzieht mit der Kraft einer Seelenmusik“ Das Donauufer erweist sich somit als Zauberstrand seiner Kindheit. Die Landschaft nimmt demnach ein zeitlos-mythisches Ausmaß an. Sie stellt eine Gegenwelt zum Alltag dar, „an deren Bild er alles prüft, was ihm begegnet und aus deren Schätzen er die unvollkommene Gegenwart ergänzt. Denn dieser Strom und dieser Strand verwandeln sich immerfort: „...bald erscheinen sie griechisch..., bald altertümlich wie die Landschaft einer Legende, bald so zukünftig als reife ihr erst von fernher ein Schicksal zu.“ Neben der idyllischen Umgebung, in der der Dichter, Schriftsteller und Arzt aufwächst, hat sein Elternhaus einen enormen Einfluss auf sein erwachsenes Wesen. Dieses ist für Carossa „das Haus der Heilungen“; diese Bezeichnung ist nicht nur auf den Arztberuf des Vaters zurückzuführen, sondern auch auf die humanen Erziehungsmethoden, die darauf beruhen, Schwächen, Fehler und Widersprüche, die in der Natur des Kindes angelegt waren, zu heilen. In dieser Hinsicht führt ihn die Atmosphäre der Liebe und des gegenseitigen Vertrauens zwischen Eltern und Sohn, das das Elternhaus inne hat und in der Erinnerung des erwachsenen Carossa als „die ewige Wohnung

der Seele, in der die alte kindliche Wahrheit atmet, deren wunderbare Beständigkeit die wechselnden Bilder und Eindrücke ins Rechte setzt“ bezeichnet wird, zu einem toleranten Menschenverständnis.

Den größten Einfluss, auf Carossas literarisches Werk hat jedoch Goethe, mit dessen Art der Naturbetrachtung sowie religiöser und philosophischer Weltanschauung sich Carossa sogleich, indem er seiner Mutter jeden Abend dessen Werke vorliest, identifiziert. Ferner übernimmt er Goethes innerstes Anliegen, auf den gemeinsamen Lebensrhythmus in der Natur- und Menschenwelt zu achten. So waren für Goethe Vogelfamilien, die fremde Vogelkinder trotz ihrer Andersartigkeit ausgebrütet und großgezogen haben, der schönste Beweis der welterhaltenden Liebe Gottes. Ein anderes Beispiel, das sich Carossa zu Herzen nimmt, ist das des Falters, der ins todbringende Kerzenlicht fliegt. Er symbolisiert die unausbeutbaren Geheimnisse des Geistes; die farberzeugende Begegnung des Lichts mit dem menschlichen Auge dagegen spiegelt die Bekräftigung der Autonomie des Lebens wider. Die Regenbogenfarben hingegen versinnbildlichen das Bild des Friedens und der Gnade. Sie sind demnach eine Brücke zwischen der Immanenz und Transzendenz. Diese Art der Verbildlichung des Daseins und Seins nach goethischer Manier bleibt Carossa sein Leben lang treu. So vereinen sich in seinem Leben die drei geistigen Wurzeln widerspruchslos und schaffen gemeinsam die Welt des Dichters.

Ein wichtiges Motiv seiner Dichtung ist das Symbol der Sonne als sinnlich-fassbares Bild. Dieses geistige Urlicht, das die Erde belebt und erhält, hat auch eine zerstörerische und verzehrende Gewalt inne. Sie ist der ewige Kreis des unaufhörlichen Schaffens und Zerstörens, die göttliche Urkraft des ewigen Wechsels von Leben und Tod. So preist Carossa die Sonne in dem Gedicht „Der Morgengang“:

*O Sonne wie bin ich in dir geborgen!
Komm! Komm! Entfalte deine ganze Leuchte!
Entzünde mir den unverlöschbarn Morgen.*

*Der Geisterwelt! Die Hüllen lass mich streifen.
Von meinem letzten schweigsamsten Gehalt!
Umstrahle meine Träume! Lass sie reifen.*

Zum eignen Sinn zur geltenden Gestalt!

Hier wird dank der Erinnerung und Phantasie des Dichters an einen erlebten Morgenspaziergang die Frische sowie Schönheit dieses Moments gepriesen, so dass er, trotz seiner ausweglosen Situation als Frontarzt im Ersten Weltkrieg, die Fähigkeit des reinen Strebens zum Ursprung zu bewahren weiß; indem er dichtet weiß er sich sogleich im täglichen Kampf gegen das Grauen der Zerstörung zu behaupten. So schreibt er in „Das Rumänische Tagebuch“ (1924), dass das Dichterwort für einen erschöpften und übermüdeten Menschen als Stärkungsmittel weitaus wirksamer sei als Tabak und Alkohol. Ferner erlaubt ihm das Dichterwort zu träumen, denn Träume besitzen ein Ahnungsvermögen für zukünftige Ereignisse, sie sind daher für den Schriftsteller und Dichter ein relevantes Mittel dafür, sich im Bereich des Reinmenschlichen weiterhin aufzuhalten, wo Werte wie sittliche Würde, Moral und Verantwortung weiter bestehen. Sie ermöglichen zudem Hoffnung, Beängstigungen, Wünsche, sinnliche Regungen und Heimweh. Dies sind alles Bereiche des Gefühlslebens, die mit den Forderungen des Krieges im Widerspruch liegen und deshalb nicht an die Oberfläche des Bewusstseins gelangen, da sie durch die strenge Disziplin des Tages ausgeschlossen werden.

Trotz der Erkenntnis der Existenz des Bösen versucht Carossa in seinem literarischen Schaffen mittels der Erinnerung, dennoch die Welt als ordnende und heilende Schöpfung eines göltigen Gottes zu verstehen und darzustellen. Dieses Anliegen bringt er vor allem in seinem letzten Gedichtband „Stern über der Lichtung“ (1946) zum Ausdruck.

[...]

*Aus tiefem Abend glänzt ein heller Stern.
Den wir vor lauter Wald sonst nie gesehen.
Er mahnt zur Heimkehr, und wir folgen gern.
Wir müssen vor dem klaren Licht bestehen.*

Carossa verweist in diesem Gedicht entweder auf einen Ausspruch Goethes: „Es ist ein großer Unterschied, ob ich mich aus dem Hellen ins Dunkle oder aus dem Dunklen ins Helle bestrebe; ob ich wenn die Klarheit mir nicht mehr zusagt, mich mit einer gewissen Dämmerung zu umhüllen trachte, oder ob ich, in der Überzeugung, dass das Klare auf einem tiefen, schwer erforschten Grund ruhe, auch von diesem immer schwer auszusprechenden Grunde das Mögliche mit herauf zu nehmen bedacht bin“ – oder auf eine seiner eigenen Aussagen, wobei es sich um nichts anderes

handelt als um die Freiheit der Seele: „Die Wege der Finsternis werden immer bald zu Ende gegangen; als undurchmeßbar aber erweist sich das Mysterium des Lichts.“

Die drei den Schriftsteller, Dichter und Arzt, prägenden Wurzeln: Landschaft, Elternhaus und Goethe, die in seiner Kindheit in seinem Bewusstsein und Erinnerungsvermögen auf fruchtbaren Boden stießen und später in seinen autobiographischen Romanen und Dichtungen Ausdruck finden, erweisen sich schließlich als Grundpfeiler seiner Identitätsbewahrung. Diese erhält er dadurch, dass er in sich gekehrt und isoliert von den Einflüssen der Außenwelt lebt. Somit wird durch die „innere Emigration“ des Dichters das Intaktbleiben seines ethischen und humanen Wertesystems gewährleistet.

Erinnerung und Identität

Piotr Firkas, Zielona Góra/Grünberg Wohin führt die Diskussion um das „Zentrum gegen Vertreibungen“? Eine Reflexion über die soziale Dimension einer politischen Debatte

Verfolgt man die politische Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen so kann man den Eindruck nicht loswerden, dass sie losgelöst vom geschichtlichen Kontext verläuft. Zwischen der deutschen und polnischen Erinnerungskultur kommt es derzeit zu erheblichen Reibungen. Jahrzehnte lang hat man die deutsch-polnische Geschichte des gesamten 20. Jahrhunderts in Übereinstimmung mit den damals geltenden politischen Zielen gedeutet und gewertet. Das Faktum, dass die DDR und die Volksrepublik Polens der Sowjetunion untergeordnet waren hat zur Entstellung der Sichtweise auf die Ursachen und Folgen des Zweiten Weltkrieges geführt.

Im Sommer 2003 brach die Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen aus. Die an der Spitze des Bundes der Vertriebenen stehende Erika Steinbach hat die Initiative zur Einrichtung eines Zentrums gegen Vertreibungen ergriffen. Frau Steinbach vertritt eine umstrittene Organisation, die in der Vergangenheit revisionistische Postulate zu ehemaligen ostdeutschen Gebieten in Polen verbreitete. In diesem stark national betonten Kontext sieht die Idee eines paneuropäischen Zentrums für die Polen eher unwahrscheinlich aus.

In Polen wächst die Befürchtung, dass durch die Ausstellungen des Zentrums für Vertriebene die Relationen zwischen Tätern und Opfern verwischen. Wenn auch der Deutschen als Opfer des Zweiten Weltkrieges gedacht wird, was sind dann die Polen? Sind sie Täter? Ist es überhaupt möglich, dass, wenn Erika Steinbach die Vertreibung dem Verbrechen gleichsetzt, wir Polen Verbrecher sind? Jahrzehnte lang würde jeder Pole solch eine Feststellung absurd finden und sie sofort abweisen. Sonst, so glaubt man in Polen, entstünde im deutschen Bewusstsein das Bild der Polen als Verursacher des deutschen Leides.

Das Argument der Deutschen, das Zentrum würde zur Europäisierung der Erinnerung beitragen, scheint nur dann an Überzeugungskraft gewinnen zu können, wenn sich das Zentrum an einem anderen Standort

befände. Berlin würde, gerade als ehemalige Hauptstadt Hitler-Deutschlands, nicht zur Überwindung nationaler Schranken beim Gedenken an fremdes Leiden beitragen. Der Standort des Zentrums in Berlin bedeutet also Marginalisierung der Leiden anderer Völker und stellt ein Mahnmal der Leiden der deutschen Vertriebenen dar.

Andererseits brauchen die deutschen Vertriebenen Anerkennung des ihnen widerfahrenen Unrechts und berufen sich auf das Recht, der eigenen Opfer zu gedenken.

Viele öffentliche Aussagen der in Deutschland wenig bekannten Erika Steinbach deuten darauf hin, dass sie sich in Übereinstimmung mit ihrem politischen Auftrag nur in geringem Maße an der europäischen Komponente der Vertreibung orientiert. Sie vertritt weitgehend selbst die Interessen der wenigen übrig gebliebenen deutschen Zeitzeugen, die die Vertreibung selber erfahren haben.

Die Entkontextualisierung der Vertreibung und ihre von vorangehenden Geschehnissen isolierte Darstellung relativiert die deutsche Schuld. In Polen ist man ebenso wenig dazu fähig offen mit dem komplexen geschichtlichen Stoff umzugehen. In der polnischen Bildung werden deutlich Akzente auf die Opfergeschichte des polnischen Volkes gesetzt. Somit spielen die Deutschen seit Jahren im schulischen Geschichtsunterricht und in der zum Kanon gehörenden Literatur die Rolle der Verursacher des polnischen Leides, die Rolle der Täter. Von der Objektivierung der Geschichte sieht man ab, sonst könnte die Grundlage des polnischen Identitätsbildes erschüttert werden. Das Schulbekenntnis nach der Entdeckung polnischer Verbrechen in Jedwabne hat die Polen schon genug Kräfte gekostet.

Die Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen führt zur Entfernung der beiden Erinnerungskulturen: Der polnischen von der deutschen und umgekehrt. Die zugespitzten Äußerungen der Politiker gehen in die jeweilige Erinnerungskultur über und leben in ihr das eigene Leben weiter. Das Peinliche in der Geschichte einer Erinnerungskultur soll als Faktum anerkannt werden und zum eigenen

Identitätsbild zählen. Damit kann die bessere, von Paul Ricœur postulierte „Allianz von Herrschaft und Gedächtnis“ und nicht „die Allianz von Herrschaft und Vergessen“ gewährleistet werden.

Das Gedenken der Menschen, die unter den Folgen des Zweiten Weltkrieges gelitten haben, ohne dabei den komplexen Kontext zu nennen, verletzt andere Opfer dieser Geschehnisse. Die Verwirklichung der Idee eines paneuropäischen Zentrums gegen Vertreibungen verlangt von den Politikern Feingefühl, damit das individuelle Schicksal unter dem Gewicht des symbolischen Mahnmals nicht erdrückt werden kann.

Bartłomiej Czop, Lublin (KUL)

Zentrum gegen Vertreibung als eine der alternativen Erinnerungsmöglichkeiten

In einer Internetumfrage (30.10-02.11.2006) von Wirtualna Polska stimmten 53% der polnischen Besucher der Seite dafür, dass es keine Chancen für eine Verbesserung der deutsch-polnischen Beziehungen gibt (von 27.265 Stimmen glaubten 36% an eine Versöhnung und 11% waren unentschieden). – Kein Wunder, da viele an die alte Redewendung glaubten: „Polen sind mit Deutschen immer und ewig in Streit verstrickt, solange die Welt den Sonnenschein erblickt.“ („Jak świat światem, nie będzie Niemiec Polakowi bratem.“)

Seitdem der Machtwechsel in Polen vor einem Jahr durchgeführt wurde, verschlechtern sich die schon seit Jahren angespannten deutsch-polnischen Beziehungen auf höchster Ebene. Schon vor der Wahl kündigten die Spitzenpolitiker der Partei PiS (Recht und Gerechtigkeit) an, dass sie eine „patriotische Außenpolitik“ führen würden. Es stellt sich jedoch die Frage, ob so eine Einstellung für eine gute Zusammenarbeit und Nachbarschaft gut ist.

„Wir wollen ein freundschaftliches, partnerschaftliches Verhältnis zu unserem Nachbarn im Osten.“ Das ist die Aussage der Bundeskanzlerin Angela Merkel in ihrem Podcast zum Verhältnis Deutschlands zu Polen vor dem letzten Staatsbesuch des polnischen Ministerpräsidenten in Deutschland. Trotz der politisch korrekten Einstellung lasten seit etwa sechs Jahren einige Streitpunkte auf der Aussöhnungspolitik beider Länder. Zu den wichtigsten gehört hier die Preußische Treuhand e.V., die für das „völkerrechtswidrig konfiszierte Eigentum“ östlich der Oder-Neiße-Linie eine Entschädigung verlangt oder die geplante Ostsee-Pipeline, die Gas aus Russland nach Deutschland transportieren soll und somit für Polen strategische Interessen infrage stellt.

Daneben gibt es weitere Probleme, vor allem das geplante Zentrum gegen Vertreibungen des Bundes deutscher Vertriebener. Der Bund bemüht sich konsequent seit dem Jahr 2000 um die Errichtung eines Dokumentationszentrums, das an Zwangsvertreibung und Flüchtlinge erinnern soll. Gerade diese Absicht ist der Zankapfel, denn die polnische Seite hat Angst, dass diese Einrichtung zur Umkehrung der Geschichte

führen wird. Der polnische Ministerpräsident Jarosław Kaczyński und andere befürchten, dass die Deutschen verwischen wollen, wer im Zweiten Weltkrieg „Henker war und wer Opfer“. Die Reaktion auf die im August dieses Jahres eröffnete Ausstellung "Erzwungene Wege" in Berlin über die Vertreibungsgeschichte des 20. Jahrhunderts veranschaulicht die Stellungnahme zum Zentrum: Proteste und Demonstrationen von Linken, Rechten, Polen und Deutschen. Jarosław Kaczyński sprach von einer Relativierung der Geschichte des II. Weltkrieges und der ehemalige Ministerpräsident und jetzt amtierende Oberbürgermeister von Warschau Kaziemierz Marcinkiewicz sagte sogar seine Reise nach Berlin ab.

Diese Reaktionen führen zur Frage, ob die Vertriebenen eigentlich ein Recht auf Erinnerung haben? Natürlich haben sie ein Recht darauf, denn man lernt durch die Geschichte und Taten aus der Vergangenheit. Wichtig ist ein öffentliches Gespräch, welches die polnische Seite führen und welches nicht nur auf den alten Vorurteilen und Stereotypen basieren sollte, dass „der Deutsche“ schlecht sei und die Unabhängigkeit Polens zerstören wolle. Man wirft den Vertriebenen vor, dass sie die Geschichte verwischen wollen, doch nicht alle wissen, dass dieses Zentrum sich ja nicht nur mit der deutschen Nachkriegsgeschichte befassen soll, sondern mit allen Vertreibungen des 20. Jahrhunderts. Es soll zum Dialog und zur Versöhnung beitragen. Gerade die Desinformation, zu „patriotisch“ betonte Information oder die Unkenntnis der polnischen Öffentlichkeit zum Thema Zentrum gegen Vertreibungen führen zu Missverständnissen. In der polnischen Presse stand, dass diese Ausstellung praktisch nur den Deutschen gewidmet worden sei, doch man vergaß, dass dort auch neben den Vertreibungen der Armenier während des I. Weltkrieges, den Vertreibungen des Balkankrieges u.a. auch die polnischen Deportationen nach Sibirien behandelt werden.

Das Problem ist meiner Meinung nach die Sturheit und schlecht begründete Angst der polnischen Regierung vor dem Zentrum. Frau Steinbach äußerte sich oft, dass sie gerne mit anderen Parteien (Polen, Tschechen, Ungarn, u.a.) zusammenarbeiten möchte. Sie ist damit einverstanden, dass das Zentrum an einem anderen Ort (z.B. in Breslau oder Prag) gebaut

werden kann als in Berlin, dass man eine internationale Kommission berufen kann, die alles leiten wird, damit keine Missverständnisse und Ansprüche entstehen. Es fehlt jedoch an Bereitschaft der anderen zu diesem Unternehmen. Einfacher ist es sich gegenseitig zu beschimpfen als sich an einen gemeinsamen Tisch zu setzen und über die Vor- und Nachteile des Vorhabens zu diskutieren.

Die Polen wiederholen sehr oft, dass das Land östlich der Oder „urpolnisch“ sei, womit sie eigentlich auch Recht haben, denn die polnische Staatlichkeit hat dort eine längere Tradition als die deutsche, vergessen aber oft, dass dort auch lange Zeit Deutsche gelebt und das Land kulturell und wirtschaftlich geprägt haben. Diese Deutschen haben das Recht, ihres Schicksals nach dem II. Weltkrieg zu gedenken, das gleiche Recht auf Erinnerung und Mitleid wie die polnischen Vertriebenen aus der heutigen Westukraine. Wir streiten mit den Deutschen über das Zentrum gegen Vertreibungen, denken jedoch nicht daran zurück, dass eine ähnliche Situation einen Keil in die polnisch-ukrainischen Beziehungen getrieben hat. Für die Ukrainer waren jahrhunderte lang die Polen die schlimmen Besatzer ihres Landes und sie widersetzten sich der Restaurierung und Wiedereröffnung des polnischen Kriegsfriedhofs in Lemberg, auf dem polnische Soldaten ruhen, die 1918 gegen Ukrainer gekämpft haben. Durch eine Kompromisschließung (Beseitigung von reizbaren Symbolen) kam es schließlich zu ersten Ansätzen der Versöhnung zwischen den Polen und Ukrainern im Jahre 2005. Sowohl in Polen als auch östlich des Flusses Bug werden heutzutage Vereine und Gruppen zur Pflege der polnischen Sprache, Kultur und Geschichte gegründet, die das Ziel verfolgen, Erinnerung und Identität des Polentums zu bewahren. In diesem Falle kommt niemand in Warschau auf die Idee, derartige Gesellschaften zu diskriminieren. Deutsche Landsmannschaften werden jedoch gleich im Voraus als nationalistisch gesinnt betrachtet.

Die Polen sollten wissen, dass niemand in Deutschland mit Hilfe des Zentrums die Geschichte umschreiben oder sie verwischen möchte. Die Besorgnisse der osteuropäischen Staaten sollten jedoch von den Deutschen nicht außer Acht gelassen werden, man sollte der Öffentlichkeit erklären, dass es sich nicht um deutschen Revanchismus handelt und der Bund der Vertriebenen nichts mit der Preußischen Treuhand zu tun hat und offiziell die deutsch-polnische Grenze akzeptiert, sondern es hierbei nur um die Erinnerung an menschliches Leid geht - egal welcher

Nationalität - und um die Entschlossenheit, so eine Situation nie mehr zuzulassen. „Es ist Gottes Wille, der Deutschland und Polen zu Nachbarn gemacht hat“ (Johannes Paul II.), deshalb sollten wir diese Nachbarschaft zur Kooperation, zur Zusammenarbeit nutzen, um uns von veralteten Stereotypen und Vorurteilen zu distanzieren. Wir dürfen nicht vergessen, was geschah. Aus der Vergangenheit müssen wir eine Lehre ziehen, denn eine gemeinsame Erinnerung eröffnet Chancen für ein gegenseitiges Verständnis: „Wir müssen der Opfer gedenken und dafür sorgen, dass es die letzten waren. Jede Nation hat das selbstverständliche Recht, um sie zu trauern, und es ist unsere gemeinsame Verpflichtung, dafür zu sorgen, dass Erinnerung und Trauer nicht missbraucht werden, um Europa erneut zu spalten. Deshalb darf es heute keinen Raum mehr geben für Entschädigungsansprüche, für gegenseitige Schuldzuweisungen und für das Aufrechnen der Verbrechen und Verluste.“ (Johannes Rau, Aleksander Kwaśniewski, Danzig 2003).

Anna Pasztor, Lublin (UMCS) Vergangenheit oder vielleicht Zukunft?

Die Geschichte der deutsch-polnischen Nachbarschaft ist ungeheuer reich – nicht nur an Konflikten, sondern auch an gemeinsamen Initiativen, die auf unsere Beziehungen und Kontakte einen dauernden Einfluss hatten. Das versetzt niemanden in Überraschung, wenn man die Zeitspanne unserer Nachbarschaft in Betracht zieht. Noch bis vor kurzem stand Polen in so guten Beziehungen mit Deutschland wie fast nie zuvor, es funktionierten (und funktionieren stets) Stiftungen, die für die deutsch-polnischen Kontakte (besonders zwischen Jugendlichen aus diesen zwei Kulturkreisen) sorgten, wie z.B. das Deutsch-Polnische Jugendwerk. Wir Polen haben jetzt auch mehrere Möglichkeiten an deutschen Universitäten zu studieren oder in deutschen Betrieben ein Praktikum zu leisten. Es gibt auch eine Menge von Personen, wie Prof. Bartoszewski, die sich für gute politische Beziehungen einsetzen, um das Misstrauen oder einfach den Hass nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen unseren Nationen abzubauen. Und es gelang bis zu einem gewissen Grad. Bis jetzt schien alles in eine gute Richtung zu gehen. Aber...

Kürzlich hatten wir Gelegenheit zu sehen, wie brüchig die positive Relation von Polen gegenüber Deutschen ist. Und wie fest die Vorurteile im polnischen Bewusstsein leider verwurzelt sind. Die Lawine des polnischen Unbehagens haben zuerst Erika Steinbach und ihre Initiative für ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ hervorgerufen. Das Zentrum als eine Idee des Gedenkens an Schäden, die die infolge des Zweiten Weltkriegs vertriebenen Personen erlitten haben, ist zumindest riskant, wenn man die Vertreibung der Deutschen aus europäischen Staaten berücksichtigen will. Und zwar nicht aus dem Grund, dass sie kein Unrecht erlitten hätten (es ist sehr kurzsichtig zu behaupten, alle Deutschen wären im selben Maß am Krieg schuldig), sondern wegen der Erinnerungen an den Krieg, die in Polen noch sehr lebendig sind und die alle damaligen Deutschen als Täter klassifizieren. Also ist es keine Überraschung, dass der Entwurf von Erika Steinbach eine riesengroße Empörung in Polen geweckt hat.

Das lässt sich verstehen, wenn man die deutsch-polnische Geschichte der letzten 70 Jahre verfolgt. Am meisten wurden die Argumente der Gegner dieser Idee angeführt, die vor der allmählichen Verfälschung der

Geschichte mahnten. Kritik wurde auch an Berlin als Stadt, in der eine solche Einrichtung gegründet werden soll, geäußert, wie auch an einzelnen Aussagen von Erika Steinbach zum Thema Vertreibung. Aber nicht die Kritik an Erika Steinbachs Initiative (die übrigens ungeachtet eines Widerstands auch unter Deutschen schon verwirklicht wurde) ruft eine gewisse Beunruhigung hervor, sondern eher ein Trend, der in Polen schon gut zu sehen ist – besonders auf der politischen Bühne. Die Rede ist von einer bewussten Abneigung gegenüber Deutschland, das inzwischen z.B. unser Partner in der EU geworden ist. Und die Abneigung basiert vor allem auf den Ereignissen vor 70 Jahren! Jetzt dient das „Zentrum“ als ein Deckel, womit Politiker die erkalteten Beziehungen zu Deutschland rechtfertigen wollen. Leider sieht man auch keine Bereitschaft dazu, diese dauernde Krise, die durch die Zentrum- Initiative initiiert wurde und im Laufe der Zeit noch durch viele diplomatische Fehlschritte der polnischen Regierung verstärkt wurde, zu beseitigen.

Hier ist das wirkliche Problem zu sehen und gleichzeitig taucht die Frage auf, wie lang man Deutschland aus der Perspektive des Zweiten Weltkriegs beurteilen und die gegenwärtigen Beziehungen danach gestalten kann. Die Vergangenheit steht wieder im Weg zur gegenseitigen Verständigung. Und eben das ist jetzt in Polen der Fall, wofür besonders die ältere Generation anfällig ist. Aber wenn die Jugendlichen in einer solchen Atmosphäre von Vorwürfen aufwachsen werden, dann kann man leicht hervorsehen, dass man auf diese Art und Weise Platz für Hass in den Köpfen der jungen Menschen macht. Wohin kann das führen? Sicherlich nicht weit... In Polen sagt man: Eine Nation, die die eigene Geschichte nicht schätzt, hat keine Zukunft. Aber hier haben wir es mit einer umgekehrten Stellungnahme zu tun – die Vergangenheit wird nicht nur geschätzt und sorgfältig bewahrt, sondern auch auf Schritt und Tritt sehr subjektiv belebt. Ob das eine richtige Entscheidung ist?

Polen stehen jetzt vor der Wahl – entweder sich auf die Kriegsgeschichte zu fixieren und sich als arme Opfer ständig wahrzunehmen und den Schaden immer aufs Neue laut aufzuzählen, oder endlich zu begreifen, dass die Zusammenarbeit mit den Nachbarn mehr Nutzen mit sich bringt, und wir ihnen auch manches Positive verdanken. Wenn schon

nicht in Kriegsjahren – aber gegenwärtig bestimmt. Dabei kann man das Andenken an die Vergangenheit sorgfältig pflegen, aber auf konstruktive Art und Weise. Polen haben die Entscheidung noch nicht getroffen, obwohl es scheint, sie schauten eher rückwärts. Jedoch gibt es immer Hoffnung, dass die gemeinsamen deutsch-polnischen Initiativen genug Boden für eine zukünftige erfolgreiche Zusammenarbeit unserer Nationen vorbereiten werden. Zum Glück hängt nicht alles von der politischen Bühne ab...

Dorota Trzeszczkowska, Lublin (KUL) Erinnerung und Identität

Die Frage für Polen, die neu beantwortet werden soll, lautet: Wie lässt sich die polnische Identität im Kontext der europäischen Integration bestimmen? Mit welchen Gefühlen begleiten die Polen diesen Prozess? Welche Rolle spielt dabei die jüngste Erfahrung mit der politischen, militärischen, ökonomischen und kulturellen Oberhoheit der Sowjetunion, von der man sich befreit hat? Sind die Polen bereit eine neue supranationale Struktur als eigene zu akzeptieren? Welche Erwartungen hat die polnische Gesellschaft gegenüber der Europäischen Union und wie wird sich die Integration auf das polnische Selbstbewusstsein und auf die Beziehungen mit den Nachbarn auswirken?

Es gibt bestimmt einen unveränderbaren Kern der polnischen Identität, der über die Jahrhunderte nicht untergegangen ist. Es gibt aber auch für Polen einen neuen historischen Kontext, in dem sich vor allem die polnische junge Generation finden und definieren muss. Der hoch geschätzte Individualismus der westlichen Gesellschaften ist nicht empfehlenswert. Auch von der grenzenlosen Freiheit, die destruktive Folgen mit sich bringt, ist abzuraten. In diesen Bereichen haben die Polen einen relativen Vorteil. Wie kann man aber die polnische Identität definieren. Hat sie eine statische Natur oder eher eine dynamische?

Es scheint notwendig sie vom historischen Kontext her zu analysieren und vom geschichtlichen Kontinuum zur Gegenwart zu gelangen, um zukunftsorientierte Prognosen äußern zu können.

Nach Werner Weidenfeld erfährt jede Person ihre Umgebung als eine intersubjektive Welt, die sie mit anderen teilt. Die Identität eines jeden ist durch die Interpretationen der Vergangenheit sehr stark geprägt. Welche Inhalte hat aber die polnische Identität in Bezug auf die polnische Geschichte? Welche historischen Faktoren waren maßgebend für die Bestimmung dieser Inhalte?

Krzysztof Ruchniewicz nennt in seinem Artikel „Die historische Erinnerung in Polen“ Sprache, Konfession und Kultur als die wichtigsten Elemente der Identitätsstiftung. Hervorragend sei jedoch die historische Erinnerung für das nationale Identitätsgefühl Polens. Für das polnische Bewusstsein prägend seien

zunächst die Teilung Polens und dann das Fehlen eigener Staatlichkeit sowie die Unterordnung unter die Politik der deutschen, russischen und der österreichischen Regierungen. Der Autor führt weiter aus, dass in der polnischen Erinnerung die Unabhängigkeitskämpfe einen martyrologischen Charakter trügen, der sich aus den blutigen und verlorenen Aufständen, gefolgt von Repressalien, zurückzuführen sei. Diese Kämpfe um die Unabhängigkeit sind nicht nur im 19. Jahrhundert geführt worden. Nur 20 Jahre dauerte die 1918 errungene Unabhängigkeit, um im Jahre 1939 wieder in Frage gestellt zu werden. Die II. Republik war jedoch nicht im Herbst 1939, sondern erst im Herbst 1944 untergegangen – nach der doppelten Niederlage des Warschauer Aufstands, als die letzte Hoffnung auf eine Wiederherstellung des ehemaligen Staates zunichte gemacht wurde. Deshalb kommen diesem Ereignis und dem Sieg über die Bolschewiki 1920 im kollektiven Gedächtnis der Polen und in deren Identität eine Schlüsselstellung zu.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Gedächtnis der Polen von den polnischen Kommunisten einseitig geprägt und zum Gegenstand der Instrumentalisierung geworden. Die Bücher, die im zweiten Umlauf gedruckt waren, und die so genannten fliegenden Universitäten wurden zu Mittel des Kampfes.

Vor diesem Hintergrund könnte man die polnische Vergangenheit als eine Vergangenheit des Kampfes, nicht nur um die Unabhängigkeit, sondern auch um die Wahrheit, nennen.

Wenn wir jetzt ein gespanntes Verhältnis in den Beziehungen zwischen Deutschland und Polen haben, dann ergibt es sich aus den in der Vergangenheit ungenügend erklärten Stellungnahmen zu den genannten Themenbereichen. Die zahlreichen Auseinandersetzungen und Diskussionen über die jüngste Vergangenheit verdeutlichen, dass die beiden Seiten heute nach Wahrheit fragen.

Die Erfolge der Versöhnungspolitik der 70er und 90er Jahre erweisen sich bei den gegenwärtigen Diskussionen nur teilweise als hilfreich. Von großer Bedeutung ist die Regelung der offiziellen Beziehungen auf diplomatischer Ebene. Aber die Diplomatie der

offiziellen Beziehungen sollte immer auch auf die Gefühle der Individuen Acht geben. Darauf hat auch Bundestagspräsident Dr. N. Lammert zur Eröffnung des Historikertages in Konstanz hingewiesen. „Eine besondere Schwierigkeit liegt in der Diskrepanz zwischen den großen historischen Ereignissen und den scheinbar kleinen persönlichen Schicksalen, deren Summe aber überhaupt erst die großen Veränderungen ausmachen... Einzelschicksale verdrängen zu wollen, um für die großen Zusammenhänge und für das veränderte Verhältnis von Nachbarländern zueinander Irritationen zu vermeiden.“

engagieren, um eine friedliche Basis für die nachkommenden Generationen zu schaffen.

Deutsche und Polen sollten aber nicht nur den Dialog über die Vertreibungen führen. Sie sollten ihn auch bei den Themen von europäischen Dimensionen, wie dem Verfassungsvertrag oder der Außen- und Sicherheitspolitik im europäischen Raum führen. Die gemeinsame Erinnerung an die Vergangenheit und der Respekt für den Gesprächspartner werden diesem Dialog helfen. Er wird auch dadurch unterstützt, wenn die Geschichte als Geschichte Europas begriffen wird, als Geschichte, die man nicht instrumentalisieren darf.

Die stark ausgeprägte polnische Identität stellt kein Hindernis für die Herausbildung eines europäischen Bewusstseins dar, das eine Frage der Zeit bleibt. Durch die zahlreichen europäischen Projekte werden die jungen Polen am Anfang teilweise europäisiert. Auf der einen Seite werden sie Europa neu entdecken und erleben. Auf der anderen Seite werden sie aber gleichzeitig nach dem Polentum und seiner Bedeutung im Verhältnis zu dem neu entdeckten Europäischen fragen. Die polnische Identität wird dann durch das Prisma des Europatums gesehen. Die Erfahrung und Begegnung mit Europa wird nicht in der Entstehung einer europäischen Identität resultieren, sehr wohl aber in der Herausbildung eines europäischen Selbstbewusstseins. Die Integration Polens mit der EU hat die polnische Identität nicht bedroht, sondern bewirkt, dass der Pole das, was bisher selbstverständlich war, bewusster erleben und schätzen wird. Die polnisch-europäische Identität wird, angenommen, dass das Projekt der „Europäischen Union“ in seiner gegenwärtigen Form überleben wird, wahrscheinlich erst mit nächsten Generationen der jungen Polen weiter getragen werden. Welche Inhalte diese Identität haben wird, hängt von unseren Antworten und unserer Teilnahme an der Diskussion über die Zukunft Europas ab. Deswegen müssen wir uns schon jetzt für das Projekt der Zusammenarbeit

Justyna Godek, Lublin (UMCS)

Chancen für eine gute Nachbarschaft unter jungen Polen und Deutschen

Ich bin zwar kein Spezialist für die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. Es ist mir aber klar geworden, dass diese Geschichte nicht nur an Konflikten und Kriegen reich ist. Ohne Zweifel gehörte die deutsch-polnische Grenze während der ersten polnischen Republik, also bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, zur ruhigsten und stabilsten in Europa. In der Mitte des 19. Jahrhunderts gab es ähnliche politische Ziele, gemeinsame Interessen und gegenseitige Sympathie. Das trifft auch auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu, als wir uns um gute Verhältnisse zwischen den Nachbarn bemüht haben (z.B. schickten die polnischen Bischöfe 1966 einen offenen Brief an die deutschen Bischöfe, in dem es hieß Wir vergeben und bitten um Vergebung).

Man könnte auch eine Geschichte der verpassten und nicht genutzten Chancen für eine polnisch-deutsche Annäherung schreiben, aber das ist nicht mein Ziel. Immer mehr Jahre trennen uns vom Zweiten Weltkrieg und von den Vertreibungen, die unmittelbare Folge des Krieges waren. Die Zeit vergeht schnell. Heutzutage sind die Versöhnung und die guten Beziehungen zwischen den benachbarten Ländern vordergründig.

Die Ergebnisse der Untersuchungen unter jungen Polen und Deutschen haben bestätigt, dass der nationalen Identität eine große Bedeutung beigemessen wird. Jedoch ist die nationale Zugehörigkeit für die jungen Polen wichtiger als für die jungen Deutschen. Dabei entsteht die Frage, inwieweit die gesellschaftliche Identifizierung „eine Mauer um die nationale Gemeinschaft baut“? Es ist doch offensichtlich: Wenn unmittelbare Kontakte zu den Nachbarn fehlen und der „Informationsfluss“ begrenzt oder einseitig oder überhaupt nicht vorhanden ist, können Stereotype darüber entscheiden, wie sich die Beziehungen zwischen zwei Völkern entwickeln. Das betrifft natürlich auch Polen und Deutsche als Nachbarn in Mitteleuropa. Wenn man auf die Nachbarn stößt und keine Vorstellung davon hat, warum sie anders denken und sich anders benehmen, wenn man dann keine Chance hat, sachliche und kompetente Informationen zu gewinnen, beginnt das Spiel mit den Stereotypen oder auch Vorurteilen. Die Mentalitätsunterschiede müssen aber gar nicht negativ sein und hindern. Im Gegenteil, sie können auch zu

vernünftigen gegenseitigen Ergänzungen führen. Unabhängig von dieser kulturellen Vielfalt geht es vor allem darum, möglichst viel über die anderen zu erfahren. Die erfolgreichste Methode, meine ich, ist der persönliche Kontakt zu dem Nachbarn. Während eines Zusammenseins wachsen die Sensibilität für die eigenen Stereotype wie auch die Offenheit im Umgang mit einer uns fremden Kultur. Der Weg zur weiteren und tieferen Stereotypenänderung scheint immerhin lang und mühsam zu sein. Meines Erachtens sollte dieser Weg durch das immer stärkere Interesse der Polen an Deutschen und der Deutschen an Polen insbesondere durch einen aktiveren Reiseverkehr nach Deutschland führen. In dieser Hinsicht gewinnen meiner Meinung nach die Austauschprogramme an Bedeutung. Erwähnenswert ist, dass die Deutschen, nach ihrer Einstellung gegenüber den Polen gefragt, ihre Gefühle eigentlich nicht präzisieren können. Aber diejenigen, die mindestens einmal im Leben einen Polen kennen gelernt und mit ihm gesprochen haben, empfinden ihm gegenüber Zuneigung.

Während meines Aufenthalts in Deutschland habe ich selbst gehört, dass all diejenigen Personen, die meine Heimat persönlich besucht haben, Polen und die Polen meist viel positiver beurteilt haben. Unter positiven Merkmalen von Polen haben sie genannt: günstige Preise, ein sich schnell entwickelndes Land, schöne Landschaft, Kultur, reiche Geschichte, polnische Küche, Arbeitsamkeit und Gastfreundlichkeit. Unter denen, die leider keinen Kontakt zu den Polen hatten, überwiegen die negativen Assoziationen, wie Armut, Arbeitslosigkeit, schwache Wirtschaft und Kriminalität. Nach Ansicht vieler junger Polen wären die schlechten deutsch-polnischen Beziehungen als Konsequenz schwieriger historischer Erfahrungen zu deuten. Wogegen die Deutschen die Meinung vertreten, dass sie Folge der widersprüchlichen Interessen zwischen Deutschland und Polen seien. Es zeigt sich daraus, dass die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges für die jungen Polen immer noch aktuell und folgenschwer sind. Für die Deutschen hingegen sind sie weit entfernt und eher unbedeutend.

Als am ersten September im Radio an den Tag des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges erinnert wurde (ich habe damals in

Deutschland gejobbt), bin ich für ein Moment nachdenklich geworden. Nach ein paar Sekunden ist zu mir meine 15jährige Bekannte gekommen, hat mich umarmt und gesagt: „Sie nicht traurig, wir sind jetzt doch Freunde“. Also, im Laufe der Zeit hat sich einiges in der Einstellung der jungen Deutschen verändert, und zwar in eine gute Richtung, denn wir wollen Freunde sein. Deshalb besteht unsere Aufgabe darin, dass wir die Chance richtig nutzen und „ das Beste“ daraus machen. Es gibt bestimmt ein paar Aktivitäten, die heutzutage und in der Zukunft zur Besserung der deutsch- polnischen Beziehungen beitragen könnten. Es wäre angebracht, dass sich die deutschen und polnischen Politiker regelmäßig treffen und bedeutende Fragen gemeinsam erörtern. Außerdem sollten wir die Weiterentwicklung der wissenschaftlich-kulturellen Zusammenarbeit fördern. Aber die größte Herausforderung hinsichtlich der Kontakte unter den jungen Leuten ist die Intensivierung des Jugendaustausches in beiden Ländern.

Katarzyna Ślebarska, Katowice/Kattowitz

Der Einfluss der Stereotypen auf die deutsch-polnischen Beziehungen

„Die deutsch-polnische Beziehungen sind wie ein Wetter – es gibt Gewitter und starken Platzregen, es gibt auch sonnige Tage (...)“ – wie ein polnischer Ministerpräsident während der Konferenz zum 15. Jahrestag der Unterzeichnung des Vertrags über gute Nachbarschaft und freundliche Zusammenarbeit sagte. Die Gründe dieser Veränderlichkeit werden oft in den unterschiedlichen Interessen der beiden Staaten, wie auch in deren unterschiedlichen Werten und der politischen Kultur gesucht. Die deutsch-polnischen Beziehungen bedeuten nicht nur die politischen Kontakte, sondern wichtig ist auch die Weise, auf welche die Staatsbürger einander sehen.

Die Wahrnehmung der Umgebung hängt hauptsächlich von der Haltung der Menschen ab, also von der relativ stetigen Neigung zu einer positiven oder negativen Einstellung anderen Menschen, Sachen oder Vorfällen gegenüber. Die Personen stützen oft ihre emotionalen Verhältnisse zu bestimmten Objekten auf Überzeugungen und bewusste Meinungen darüber. Bestimmte Haltungen werden durch persönliche Erfahrung geformt oder von anderen übernommen. In diesem Fall zeigt sich die Gefährlichkeit sich von den Stereotypen überwältigen zu lassen, also die Gefahr einer Verfestigung sehr einfacher Strukturen.

Die deutsch-polnischen Beziehungen stützen sich auf seit Generationen existierenden Stereotypen, die im Leben der Polen in Gestalt fertiger Meinungen, Beurteilungen, sogar in Scherzen und Anekdoten anwesend sind. Die Geschichte, die beide Staaten verbindet, hat einen großen Einfluss auf die kurze Vergangenheit, die mit dem II. Weltkrieg und der Okkupation verbunden ist. Doch nicht alle Assoziationen mit den Deutschen enthalten eine negative emotionelle Ladung. Als Beispiel gibt es die Meinung, dass die Einwohner Deutschlands Fleiß, Arbeitsamkeit und Ordnung charakterisiert. Der Staat wird oft mit Wohlstand, Reichtum und der Qualität der hergestellten Güter verbunden.

Das existierende Stereotyp zeigt den „typischen“ Deutschen als fleißig und genau, es fehlen ihm dennoch menschliche Merkmale, wie Wärme, Toleranz, Freundlichkeit und Offenheit anderen gegenüber. Auch das Attribut der Lebensphilosophie Deutschlands

während der Okkupationszeit als „Übermensch“ ist und wird im Gedächtnis der Polen existieren, deswegen werden die Deutschen oft als überheblich und überlegenheitsbewusst angesehen.

Es gibt eine Ansicht, dass die Bildung einen Einfluss auf die Meinung des Menschen hat. Je besser die Bildung ist, desto mehr sieht man die deutsche Ordnung, den Fleiß und die Arbeitsamkeit. Ein niedriges Ausbildungsniveau dagegen bewirkt, dass Deutschland besonders mit dem Krieg, Druck und Verfolgungen verbunden wird. Die Bildung spielt bestimmt eine große Rolle in der Betrachtung eines Menschen. Man kann das in den daran sehen, wie die Menschen mit Ausländern in Kontakt treten. Ein Besuch im Ausland bedeutet nicht, dass man die Bewohner des Landes kennen lernen muss. Bildung bedeutet unter anderem Sprach- und Literaturkenntnisse, sowie auch Offenheit für Informationen und eine bessere Kenntnis von Kultur, Gewohnheiten und Mentalitäten der Ausländer. Der individuelle Kontakt führt einen Menschen zu einer bestimmten Haltung, die nicht auf existierenden Stereotypen, sondern auf der eigenen Erfahrung basiert.

Unterschiedliche Meinungen über Deutschland und deutsche Staatsbürger kann man auch in verschiedenen Altersgruppen feststellen. Die älteren Leute, die die Grausamkeit des Krieges persönlich erfahren haben, betrachten die Deutschen anders als die Jugendlichen.

Auf die Haltungen der Polen ihren Nachbarn gegenüber hat auch einen Einfluss, was die Deutschen selbst über die Polen denken. Diese Meinung wird meistens als abgeneigt und missgünstig betrachtet.

Stereotype ändern sich im Laufe der Zeit. Es ist leicht zu merken, dass das Stereotyp der Polen von den Deutschen vor 50 Jahren sich sehr von dem heutigen Stereotyp unterscheidet. Der Zutritt Polens zur Europäischen Union hatte Einfluss auf die Beziehung der Polen zu ihrem westlichen Nachbarn. Angesichts des vereinigten Europas formt sich eine neue Haltung, die offen für die anderen und die Welt ist. Es gibt weniger Begrenzungen und Voreingenommenheiten, was man unter anderem in dem Anstieg der Sympathie zu Deutschen, sowie in der Akzeptanz ihrer Anwesenheit in der direkten Umgebung, wie Familie, Nachbarschaft oder

Arbeitsplatz sieht. Die unmittelbaren Kontakte mit Deutschen und breitere politische und wirtschaftliche Kenntnisse brechen die Stereotypen auf und reduzieren Voreingenommenheiten. Das alles spielt eine große Rolle in der Gestaltung der Haltung den Deutschen gegenüber, die Stereotypen dagegen spielen eine kleinere Rolle.

Angesichts der nahen Nachbarschaft, der vielen Kooperationen und wirtschaftlicher wie politischer Kontakte, vor allem aber angesichts der starken Minderheiten in beiden Staaten hat der deutsch-polnische Dialog großen Wert, nicht nur für Polen, sondern auch für Deutschland.

Die Schwierigkeiten, die in dieser Beziehung erscheinen, werden durch Polen in die historische Erfahrung eingebrannt. Das Gedächtnis und Geschichtskennntnisse sind aber ein sehr wichtiger Grund für die gemeinsamen Beziehungen. Die Erinnerung und die historische Reflexion verweisen nämlich auf die Notwendigkeit, die Rechte des Menschen und seine Würde zu achten und ihn zu respektieren.

Sehr oft sehen die Polen eine große Rolle in dem, was die Einstellung zu Kooperation und Kompromiss, und nicht, was die Wahrung eigener Interessen anbetrifft. Die Zukunft der deutsch-polnischen Beziehungen hängt von den jungen Leuten ab, deren Haltungen sich durch individuelle Erfahrungen im Kontakt mit dem Nachbarstaat, der Kultur, Geschichte und Mentalität seiner Bewohner formen, was gleichzeitig den Einfluss der existierenden Stereotype reduziert.

Donata Wójcik, Rzeszów

Zum Begriff der Identität im interkulturellen Fremdsprachenunterricht

Interkulturelles Lernen, interkulturelle Kommunikation und interkulturelle Kompetenz sind Begriffe, die als Zielvorstellungen des Fremdsprachenunterrichts ständig ausgesprochen werden.

Für Kaikkonen (1997) und Zawadzka (2000) kann interkulturelles Lernen als Oberbegriff für andere gleichgesinnte Begriffe wie interkulturelle Kommunikation, interkulturelle Kompetenz, interkulturelle Begegnung usw. angesehen werden. Kaikkonen (1997:79) betont die Wichtigkeit des interkulturellen Lernens und zeigt das mit Hilfe folgender Abbildung aus welchen Gründen interkulturelles Lernen in unserer Zeit notwendig ist.

gehören demzufolge zu wichtigen Elementen der interkulturellen Kompetenz. Das interkulturelle Konzept der Fremdsprachendidaktik basiert nicht nur auf der auffallenden Andersartigkeit der Zielsprachenkultur, sondern setzt auch die Bewusstwerdung über die Kulturabhängigkeit des eigenen Denkens und Handelns, über die eigene Eigenart (Hunfeld 1991:185) voraus. Dieses Identitätsbewusstsein ermöglicht und erleichtert den Annäherungsprozess an die fremde Welt. Die Reflexion der eigenen Welt und die Fähigkeit, sie in der Fremdsprache darzustellen und verständlich zu machen, gehört zu den Grundlagen des interkulturellen Unterrichts. Ohne dieses Selbst-Bewusstsein können Prozesse vorkommen, die nicht

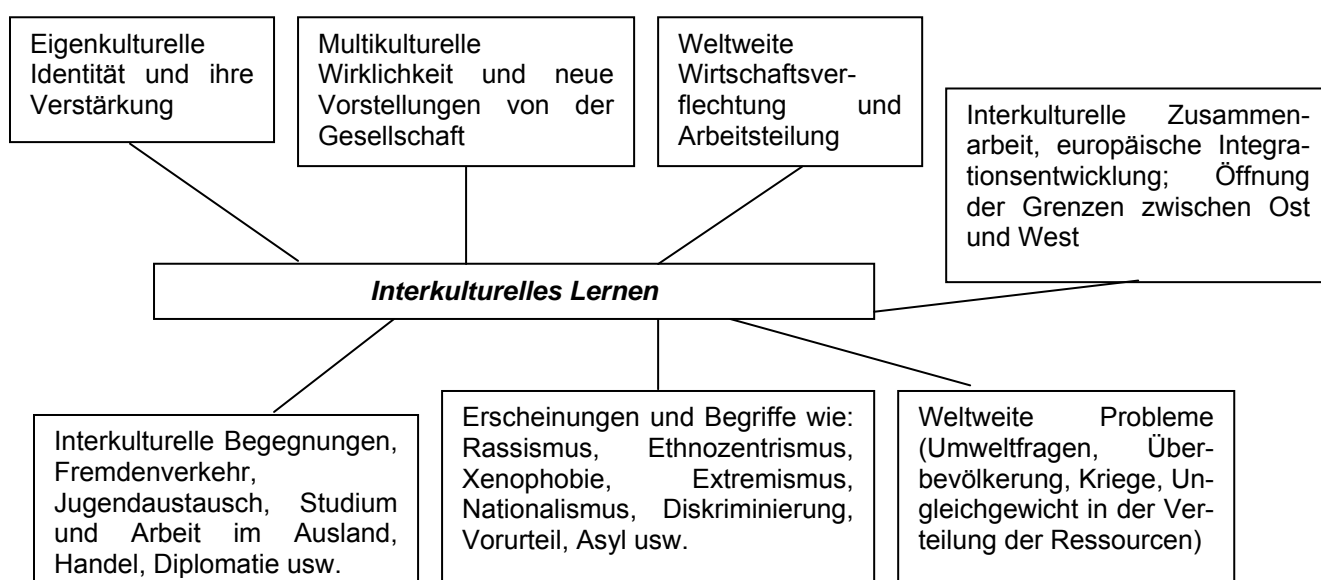


Abbildung 1: Imperative des interkulturellen Lernens.

In dem vorliegenden Artikel wird auf den ersten Aspekt eingegangen, nämlich die Identität der Lernenden im interkulturellen Fremdsprachenunterricht. Die Identität wird hier als eins der Elemente der interkulturellen Kompetenz verstanden. Zu weiteren Elementen gehören u.a.: Empathie, Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz.

Von jemandem, der über Selbstbewusstsein verfügt, d.h. sich selbst kennt und zu seiner eigenen Identität auch steht, wird vor allem erwartet, dass er sich offen, tolerant und kommunikationsbereit verhalten kann. Identitätsbewusstsein und Identitätsdarstellung

erwünscht sind (Assimilation oder Absonderung). Auf dieser Ebene kann es aber zu einem Konflikt kommen – bemerkt Bredella (1999:98) – zwischen dem Ziel Bewahrung der eigenen Identität und Erweiterung der eigenen Identität – das ist für ihn eine der zentralen Auseinandersetzungen der heutigen Zeit. Diese Spannung wird zwar vor allen in Bezug auf Migranten diskutiert, hat aber auch Auswirkungen auf den Fremdsprachenunterricht.

Fremdsprachenlernen kann für Lernende bedeuten, dass sie eine neue Identität gewinnen, kann also einerseits zum Erwerb einer neuen Identität beitragen, andererseits

aber sollen die Lernenden sich nicht gezwungen fühlen, ihre eigene Identität aufzugeben. Kontrovers scheint aber auch die Forderung nach der Bewahrung der eigenen Identität. Bredella (1999) polemisiert hier mit den Meinungen von Meyer (1993) und Knauf (1996), die dafür plädieren, dass es im Fremdsprachenunterricht darum gehen muss, mit seiner kulturellen Herkunft identisch zu bleiben. Nach seiner Auffassung sollte im Fremdsprachenunterricht den Lernenden nicht vorgeschrieben werden, dass die Begegnung mit der fremden Kultur zur Abgrenzung der eigenen von der fremden Kultur führen sollte. Bredella (1999:99) sieht das Ziel der sprachlichen Bildung auch darin,

dass Fremde ein Teil von uns selbst wird und damit unsere provinzielle Identität erweitert oder dass wir uns im Sinne von Sapir und Whorf unserer tieferen Gemeinsamkeiten innewerden.

Es soll sich also nicht darum handeln, dass die Anderen von uns auf ihre unaufhebbare Andersheit festgelegt werden, sondern dass ihnen Platz gegeben wird, damit sie das Eigene und Fremde neu bestimmen können. Er betont selbst, dass einerseits viele Kritiker bezweifeln, dass es überhaupt eine unaufhebbare nationale und ethische Identität gibt. Andererseits sieht er die Gefahr, dass diese Auffassung zur Ausgrenzung der Einwanderer führt, weil sie als unassimilierbar betrachtet werden. Die Betonung der eigenen Identität ist oft eine Folge der Ablehnung durch die aufnehmende Kultur. Die Beispiele von Kramsch (1998) analysierend (diese Beispiele zeigen, dass wir berücksichtigen müssen, dass die Anderen manchmal überhaupt nicht wollen, dass wir uns an sie anpassen) fragt Bredella (1999:100) weiter:

Aber besagt dies, dass wir es gut heißen, wenn uns der Zugang zur fremden Kultur mit dem Hinweis auf die unaufhebbare Andersheit der Kulturen verwehrt wird?

Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass es keine Kulturunterschiede gibt und dass auf sie nicht geachtet werden muss. Diese Unterschiede sollen aber nicht als unaufhebbar und unüberbrückbar angesehen werden, sie werden auch erst dann relevant, wenn wir sehen, was wir gemeinsames haben. Wir dürfen sie nicht ontologisieren, sondern in einer relationalen Kategorie sehen. Nicht selten sind die Unterschiede zwischen Menschen derselben Kultur bedeutender als die zwischen Menschen verschiedener Kulturen. In Bezug auf die Didaktik muss auch die Einstellung der Lernenden zu den

Unterschieden berücksichtigt werden: Viele von ihnen wollen ihre eigene Kultur in der fremden bewahren und andere wollen sich an die fremde Kultur anpassen. So gehört zur interkulturellen Kompetenz, beide Haltungen zu berücksichtigen.

Die Erwägungen über die Identität sollen hier noch um einen wichtigen Aspekt ergänzt werden. Unsere Identität hat doch zwei, gleich bedeutende Perspektiven: die gesellschaftliche (soziale) – das, was uns mit den anderen verbindet – und die individuelle – das, was uns von den anderen unterscheidet. Wilczyńska (2005:20) bemerkt, dass eben der gesellschaftliche Aspekt erst in den Kontakten mit einer Gruppe aus dem anderen Kulturkreis zum Ausdruck kommt:

[ujawnia się] owo swoiste poczucie jedności z tym, co „nasze”, obejmującej spójność i ciągłość w czasie, w następujących zakresach:
- *styl życia, nawyki, upodobania, realia;*
- *świadoma akceptacja przynależności do danego narodu;*
- *więź emocjonalna, najczęściej pozytywna z losami tego narodu – jego historią i przeszłością.*

Beide Aspekte der Identität sind miteinander verbunden, aber sie müssen sich nicht gleichzeitig bemerkbar machen. Man kann somit fragen: In wie weit beteiligt sich der individuelle Aspekt an der interkulturellen Kommunikation und ist er für die Schwierigkeiten bei der interkulturellen Verständigung verantwortlich? Einige Beispiele analysierend kommt Wilczyńska (2005:21) zum Schluss, dass

Kultura jest przeżywana nie tylko społecznie, lecz także indywidualnie, osobiście – i to chyba bardziej niż język. Przechodzenie na inny język nie musi jednak w sensie indywidualnym oznaczać zmiany kultury, choć nieuchronnie konfrontuje nas z tą kulturą.

Sie weist somit auf das große Risiko hin, das in der interkulturellen Kommunikation versteckt ist. Das ist nicht nur die Eventualität des Missverstehens, sondern etwas Komplizierteres, Peinliches, nämlich das Ehren der Würde jedes Menschen mit der Berücksichtigung der Art und Weise, wie sich diese Würde in seiner Kultur realisiert.

Literaturverzeichnis

Bredella / Christ (Hrsg.), Didaktik des Fremdverstehens, Narr, Tübingen 1995

Bredella L. / Delanoy W. (Hrsg.),
Interkultureller Fremdsprachenunterricht, Narr,
Tübingen 1999

Bredella L., Zielsetzungen interkulturellen
Fremdsprachenunterrichts, in Bredella/Delanoy
(1999:85-120)

Huber J., Mehr Sprachen oder mehr Sprache?
Überlegungen zur Sprachen- und
Kulturenvielfalt, zur Rolle der Schule und zu
möglichen Wegen in eine nicht-nationalistische
Zukunft, in: Sprachen lernen – Menschen
verstehen: Eine Herausforderung,
Bundesministerium für Unterricht und Kunst,
Wien, 1994, S. 361-375

Hunfeld H., Zur Normalität des Fremden, in:
Der fremdsprachliche Unterricht Englisch 25/3,
1991, S. 50-52

Kaikkonen P., Fremdverstehen durch
schulischen Fremdsprachenunterricht. Einige
Aspekte zum interkulturellen Lernen, in: Info
DaF 24, 1 (1997), S. 78-86

Kramsch C., The privilege of the intercultural
speaker, in: Byram M. & Fleming M. (eds.)
Language learning in Intercultural Perspective,
Cambridge University Press, Cambridge
1998, S.16-31

Müller-Jacquier B., Glossar Interkulturelle
Kommunikation, Materialien aus dem Seminar
Interkulturelle Wirtschaftskommunikation mit
deutschen Partnern, August 2003

Schinschke A., Perspektivenübernahme als
grundlegende Fähigkeit im Umgang mit
Fremden, in: Bredella / Christ (1995:36-50)

Taguieff P.-A., Die Metamorphosen des
Rassismus und die Krise des Antirassismus,
in: Bielefeld U. (Hrsg.), Das Eigene und das
Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?,
Junius, Hamburg 1991, S. 221-268

Trad A. R., Aspekte der Landeskunde
Deutsch., Krakau 2004

Volkman L., Aspekte und Dimensionen
interkultureller Kompetenz, in:
Volkman/Stierstorfer/Gehring (2002:11-47)

Volkman L., Stierstorfer K., Gehring W.
(Hrsg.), Interkulturelle Kompetenz. Konzepte
und Praxis des Unterrichts, Narr, Tübingen
2002

Wilczyńska W., Czego potrzeba do udanej
komunikacji międzykulturowej?, in: Mackiewicz
M. (Hrsg.), Dydaktyka języków obcych a

kompetencja kulturowa i komunikacja
interkulturowa, Wydawnictwo Wyższej Szkoły
Bankowej, Poznań 2005, S.15-26

Zawadzka E., Glottodydaktyczne aspekty
interkulturowości, in: Kielar B., Krzeszowski
T.P., Lukszyn J., Namowicz T. (red.), Problemy
komunikacji międzykulturowej – lingwistyka,
translatoryka, glottodydaktyka, Graf – Punkt,
Warszawa 2000

Daria Filipak, Gdańsk/Danzig

Wo ist die Grenze der Grenze?

Nach dem Fall der mit Sinnen fassbaren Berliner Mauer, entstand eine andere, in ihrer Intensität und Grausamkeit noch sichtbarere Mauer, die durch die menschlichen Herzen verläuft. Darauf hat schon der ehemalige Papst Johannes Paul II. mit Nachdruck hingewiesen und hat hervorgehoben, dass der Weg zur wahren Vereinigung des europäischen Kontinents noch weit sei. Eine solide Grundlage für diese Einheit schafft die geistige Gemeinschaft aller Völker, deren Kontinuität und Verbreitung des Christentums unter allen Menschen von Bedeutung ist. Johannes Paul II. deutete auf seiner Pilgerfahrt nach Gniezno 1997 auf die Tatsache hin, dass die Geschichte Europas ein großer Fluss sei, in den vielfältige Zuflüsse und Bäche mündeten. Die Mannigfaltigkeit der sie bildenden Traditionen und Kulturen entscheidet über ihren Reichtum und ihre Zukunft. Das, was uns – die Deutschen und Polen – trennt, ist die Geschichte. Man kann sie, wie auch die Menschen, ohne Christus leider nicht immer verstehen, begreifen. Ohne Ihn ist die Bildung der festen Einheit und Identität unmöglich.

Die Geschichte kann man auch nicht überwinden, sondern man muss sie den weiteren Generationen vermitteln in ihrem objektiven Spiegel. Die Subjektivität trägt zur Verfälschung der Geschichte bei und verursacht die Entstehung der Lügen, die Entstellung der Wahrheit. Daraus resultieren alle Unstimmigkeiten zwischen den Nationen, auf diese Art und Weise werden Hass und Misstrauen ins Leben gerufen. Davor warnt uns Johannes Paul II. und stellt auf den menschlichen Weg einen Wegweiser. Sein Programm tangiert alle christlichen und nicht-christlichen Nationen, sein Programm lautet, ich würde sagen, infantil, ist aber in seiner Tiefe und Bedeutung sehr schwer zu realisieren: Die Liebe!!! Sie ist ein Impuls zum Dialog...

Die Liebe verlangt aber Erfahrung, guten Willen und große Weisheit. Der Mensch ist nicht im Stande, sich selbst und den Anderen zu verzeihen, wenn sich seine Augen nicht auf das Kreuz konzentrieren. Das Beispiel des Überwindungsversuchs der bisherigen polnisch-deutschen Animositäten gab uns der jetzige Papst Benedikt XVI., als er dieses Jahr in Oświęcim seine Rede über die Kompliziertheit der Geschichte und Grausamkeit des Genozides am jüdischen

Volk gehalten hat. Er, der Deutsche, fährt nach Polen und gibt ein Zeugnis, dass nur die Liebe das alles heilen kann, was so weh tut, dass nur die Liebe dieses Schicksal verändern kann, das „der Mensch dem Menschen bereitet hat“. Selbstverständlich ist die Grenze, die uns teilt, die materielle Lage, die Ausbildung, aber das, was uns verbindet, entspringt der gemeinsamen Wurzel der Erinnerung und Identität. Kann man an dieser Stelle den großen Menschen nicht erwähnen, der für seine „Politik der Versöhnung zwischen alten Feindbildern“ 1971 als erster Deutscher nach dem Zweiten Weltkrieg den Friedensnobelpreis erhalten hat? Kann man gleichgültig sein hinsichtlich seines Kniefalls vor dem Denkmal der Opfer des Warschauer Ghetto-Aufstands? Er, der der deutschen Nation zugehört hat, hat so viel Mut aufgebracht, dass er den ermordeten Juden seine Ehre erwiesen hat.

Die Zehn Gebote Gottes... Die Liebe erweist sich wieder als ein Schlüssel zur Überwindung aller Vorurteile, Unannehmlichkeiten, Grenzen, allen Egoismus. Und nur die Liebe... Das genügt. Sämtliche Kriege, verübte Attentate, Vergewaltigungen, Demoralisierungen haben ihre Wurzeln in menschlicher Schwäche und im Hochmut. Das Geld regiert die Welt, derjenige gewinnt, der der stärkste ist, der über Leichen gehen wird... NEIN! So ist es nicht. Der heilige Augustinus hat gesagt, dass das menschliche Herz unruhig sei, wenn es nicht in Gott ruhe. „Sapere aude!“- wiederhole ich nach Immanuel Kant, „habe Mut, klug zu sein!“ Aber vergiss nicht, dass der Weg des Friedens und Verständnisses nur dann eingeschlagen wird, wenn die Menschen in ihren Beziehungen Liebe aufweisen. „Die Liebe ist alles“ – hat kürzlich eine deutsche Musikgruppe gesungen. Die Liebe ist alles und über alles...

„Es gibt die Grenze der Fremdheit,
Ein Mensch ist uns fremd
Ein Essen, eine Stadt, ein Land.
Ein Gedanke oder ein ganzes Gedankengebäude,
Eine Theorie, eine Ideologie, eine Religion.
Sie alle bilden Grenzen in meinem Kopf.
Aber ich kann sie überwinden (...)

Ich bin ein Teil von allem,
und alles ist ein Teil von mir.
Wenn wir tief genug blicken,
lösen sich die Grenzen auf“

(„Auflösen“; ein Gedicht von Ulrich Schaffer)

Wenn wir tief genug blicken...

Persönlichkeiten

Enrico Sperfeld, Zielona Góra/Grünberg, Dresden Józef Tischner – Ein Solidarność-Philosoph als Integrationsfigur

Das Kolloquium entlehnt seinen Titel einem Buch, in dem Papst Johannes Paul II. „über eine aufmerksame Neuinterpretation der Erinnerung zu einem lebendigeren Bewusstsein der eigenen Identität zu gelangen“ sucht. Diesem Anliegen folgend werde ich mit meinem Beitrag an eine Persönlichkeit der jüngeren polnischen Geistesgeschichte erinnern. Über den persönlichen Zugang zum Leben dieser Person werde ich deren Bedeutung als Integrationsfigur sowohl für das nationale polnische Selbstbewusstsein als auch für die gegenseitige Wahrnehmung von Polen und Deutschen aufzeigen.

Die Rede ist von Józef Tischner, einem in Polen sehr bekannten Seelsorger und Philosophen. Tischner wurde 1931 in Südpolen geboren und verstarb im Jahr 2000 am Ort seines langjährigen Wirkens Krakau. Nach dem Theologiestudium und der Priesterweihe studierte er Philosophie, promovierte und habilitierte sich. Im Oktober 1980 predigte er in einer berühmt gewordenen Messe auf dem Krakauer Wawel vor der versammelten Führung der oppositionellen Solidarność-Gewerkschaft. Später zitierte sogar Papst Johannes Paul II. aus den Schriften seines ehemaligen Schülers Józef Tischner. In den 90er Jahren begleitete Tischner mit seinen Stellungnahmen den Neuaufbau der polnischen Demokratie. Zugleich vertiefte er sein philosophisches Werk durch die Ausarbeitung seiner Philosophie des menschlichen Dramas.

Erinnerungen an Józef Tischner

Die in der gebotenen Kürze präsentierten Fakten über Tischners Leben lassen die Bedeutsamkeit seiner Person für die jüngere polnische Geschichte erahnen. Mit bloßen biografischen Daten können sich Menschen allerdings selten identifizieren. Eingang in das Lebensverständnis von Menschen findet das Wirken einer Person nur über die persönliche Erfahrung. Deshalb werde ich in einem nächsten Schritt von einigen Erinnerungen an Józef Tischner berichten, welche seine Datenbiografie mit Leben füllen sollen.

Ich selbst hatte nicht das Glück, den vor über sechs Jahren verstorbenen Józef Tischner

persönlich kennen zu lernen. Als in Polen lebenden Deutschen fasziniert mich Józef Tischner dennoch aus vielerlei Gründen. Aus Interesse an der polnischen Philosophie und Geschichte las ich vor vielen Monaten Tischners „Ethik der Solidarität“. In diesem Buch sind Aufsätze und Predigten versammelt, die Tischner in der hoffnungsvollen Zeit der Solidarność-Proteste vor Verhängung des Kriegszustandes im Dezember 1981 verfasste. Die Texte beeindruckten mich: Sie sind in einer einfachen Sprache verfasst und haben dennoch philosophische Tiefe. Sie lassen die Aufbruchstimmung jener Zeit des Ringens um Veränderungen miterleben. Sie überzeugen in dem Anspruch, der herrschenden kommunistischen Ideologie auf intellektueller Ebene einen eigenen Entwurf entgegenzusetzen. Sie betonen angesichts gesellschaftlicher Umwälzungen die notwendig werdende Selbstverpflichtung aller Reformwilliger zu ethischen Standards – zu einer „Ethik der Solidarität“.

Die Erinnerung an Józef Tischner wird auf den alljährlich stattfindenden Tischner-Tagen in Krakau besonders gepflegt. Als Teilnehmer wurde mir deutlich, dass Tischner von der polnischen Öffentlichkeit keineswegs nur als Solidarność-Philosoph wahrgenommen wurde und wird, sondern auch als „Sozialarbeiter“, Katechet, Gorale, Humorist – als öffentliche Person im polnischen Kulturleben. Deshalb stehen neben philosophischen Vorträgen und Podiumsdiskussionen auch Preisverleihungen für kulturell und sozial engagierte Menschen, Gottesdienste, Filme und Theateraufführungen auf dem Programm der Tischner-Tage. Außerdem treffen sich Delegationen derjenigen polnischen und sogar ukrainischen Schulen, die mittlerweile Tischners Namen tragen.

Die Vielfalt an Veranstaltungen beweist, dass Tischner alles andere als ein kontaktscheuer „Schreibtischdenker“ war. Entsprechend dokumentieren nicht nur Bücher, sondern beispielsweise auch Filmaufnahmen sein Wirken. Ich erinnere mich an ein Fernsehinterview, bei dem Tischner seinen Humor vortrefflich nutzte, um Lebenseinsichten herauszustellen. Immer wieder nahm er dabei Bezug auf seine Herkunft als Gorale. Die in der Tatra lebenden Goralen gelten in Polen als

einfaches Bergvolk. Ihre vermeintliche Ursprünglichkeit und Unverdorbenheit erlaubt es Komikern und Philosophen gleichermaßen, an deren Leben Zusammenhänge oder Widersprüchlichkeiten bloßzustellen, die im vermeintlich höher zivilisierten Leben wegen ihrer Komplexität schwerer aufzuzeigen sind. So machte sich Józef Tischner als humorvoller Philosoph seine eigene Herkunft zunutze, um Philosophie allgemeinverständlich zu betreiben. Ein originelles Ergebnis dieser Strategie ist die „Philosophiegeschichte in goralischer Sprache“, die ich kürzlich in einer Inszenierung des Warschauer Studiotheaters erleben konnte.

Tischner als Integrationsfigur im Selbstverständnis der polnischen Nation

Obwohl die polnische Gesellschaft im Vergleich zur deutschen homogener erscheint, sind Aussagen über die Identität der Polen problematisch, weil wir gewiss nicht allen Polen die gleichen Wesensmerkmale zuschreiben können. Deshalb möchte ich meine These vorsichtig formulieren: Meiner Beobachtung nach kann eine Mehrzahl der Polinnen und Polen in Tischners Biografie Anknüpfungspunkte für ihr Selbst- und Geschichtsverständnis entdecken. Davon zeugt für mich die auch nach seinem Tod ungebrochene Breitenwirkung seines Schaffens.

Mit Józef Tischner erlebt sich Polen als eine intellektuelle und zugleich gläubige, als eine friedliebende und dennoch kämpferische, als eine ernsthafte aber auch unterhaltsam-humorvolle Nation. Diese Integration von vermeintlich widersprüchlichen Eigenschaften entspricht möglicherweise einem tiefen Bedürfnis nach einer ganzheitlichen Wahrnehmung.

Am meisten wird im Ausland von den genannten Aspekten die Tatsache gewürdigt, dass von Polen ein, wenn nicht der entscheidende Impuls für eine ganze Reihe von revolutionären und zugleich weitgehend gewaltfreien Änderungen des Gesellschaftssystems ausgegangen ist. In Tischners Schaffen ist der Geist erkennbar, in dem die Kombination von kämpferischer Auflehnung gegen unnötiges Leid bei gleichzeitiger Achtung vor der Würde des politischen Gegners Gestalt annehmen konnte. So ist es nicht verwunderlich, dass Tischners Weltdeutung immer wieder ihren Ausgangspunkt und Halt in seiner philosophischen Grundkategorie „Dialog“ findet. Der Dialogphilosoph Józef Tischner betrachtet Leben als Gespräch zwischen Menschen, das auf der gegenseitigen Achtung

und Offenheit füreinander beruht. Aus solchem Geist konnte die Kultur der Runden Tische erwachsen. Von Polen aus nahm das Wunder der relativen Gewaltfreiheit beim Umsturz so vieler gewaltpotenter Regime seinen Ausgang. Aus diesem Impuls erwuchs auch die Aufbruchstimmung, die zur Wende in der DDR und zur deutschen Wiedervereinigung führte.

Die Schwerpunkte der Tischner-Rezeption in Polen deuten darauf hin, dass das Interesse an Tischner derzeit weniger auf dessen Marxismus-Kritik als vielmehr auf andere Aspekte seines Schaffens ausgerichtet ist, die für die Weiterentwicklung der polnischen Identität derzeit bedeutsamer sind. So überwiegt derzeit in der Eigen- und Fremdwahrnehmung der Polen nach meiner Beobachtung der Eindruck, dass der starke Einfluss der katholischen Volkskirche die geistige, kulturelle, politische und wirtschaftliche Entwicklung des Landes eher behindert als fördert. Man denke nur an die nationalistischen, antieuropäischen und sogar antisemitischen Tendenzen des seit Jahren enorm einflussreichen Senders Radio Maryja, von denen sich die polnische Bischofskonferenz erst vor kurzem auf Druck aus dem Vatikan hin deutlich distanzierte. Józef Tischner steht mit seiner Person dagegen für eine andere Sicht des gläubigen Polens: Er ist zugleich Priester und fortschrittlicher Denker. Er repräsentiert einen intellektuellen polnischen Katholizismus, der sich nicht nur aus Traditionen speist, sondern für seinen Glauben in der öffentlichen Debatte argumentativ einsteht.

Nicht zuletzt gefallen mir wie offenbar auch vielen Polen an Tischners Person seine Offenheit und sein Humor bei gleichzeitiger Tiefe und Ernsthaftigkeit seines Anliegens. Damit überzeugte Józef Tischner zum Beispiel im oben angesprochenen Fernsehinterview, und darin unterscheidet sich sein Auftreten vom Erscheinungsbild eines Politikers wie Lech Kaczyński, der aus einer in der unbedeutenden deutschen Nischenzeitung „taz“ veröffentlichten Satire beleidigt außenpolitische Konsequenzen zog. Tischner zeigte bei seinen öffentlichen Auftritten ein Format, wie es sich Polen für seine Repräsentanten und damit für sein Bild im In- und Ausland wünscht.

Tischner als Integrationsfigur im polnisch-deutschen Austausch

Die Auseinandersetzung mit Tischners Lebenswerk könnte in Deutschland zu einer differenzierteren Wahrnehmung der polnischen Kultur und Geschichte beitragen. Obwohl Tischner mittels seiner Sprachkenntnisse auf

zahlreichen Reisen Verbindungen in den deutschsprachigen Raum aufbaute – beispielsweise zu den Philosophen Hans-Georg Gadamer und Robert Spaemann –, ist er dort wenig bekannt. Dies könnte u.a. an der Abkehr der akademischen Philosophie Deutschlands von der Phänomenologie und der Dialogphilosophie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts liegen.

Tischners geistige Entwicklung ist stark von deutschen Philosophen geprägt. Als Schüler des polnischen Phänomenologen Roman Ingarden, der in Göttingen und Freiburg bei Edmund Husserl studierte, war er sozusagen in dritter Generation Mitglied der phänomenologischen Bewegung, die von Deutschland ihren Ausgangspunkt nahm. Lange Zeit beschäftigte sich Tischner mit den phänomenologischen Schriften Martin Heideggers. Vortragsbesuche anderer Husserl-Schüler wie der des bekannten deutschen Anthropologen Helmuth Plessner bei seinem Studienkollegen Roman Ingarden dürften Tischner beeinflusst haben. Auch Tischners Hinwendung zur Dialogphilosophie wurde von philosophischer Lektüre aus dem deutschen Kulturkreis inspiriert. Tischners dialogische Weltinterpretation geht u.a. auf die deutschen Juden Martin Buber und Franz Rosenzweig zurück.

Es lohnt sich, den Einfluss der deutschen Kultur auf das Tischnersche Denken zu untersuchen. Zugleich besteht aber sowohl aus wissenschaftlichen wie auch aus nachbarschaftlichen Erwägungen heraus die Hoffnung, dass Tischners Philosophie umgekehrt in Deutschland und anderen Kulturen eine breite Rezeption erfährt. Das Miteinander und der Dialog von sich ihrer Identität bewussten Partnern leben von der Erinnerung an Persönlichkeiten wie Józef Tischner. Polnisch-deutsche Erinnerung muss immer wieder die Leiden thematisieren, die beide Völker durch den von Deutschen ausgelösten Zweiten Weltkrieg und die der deutschen Kultur entwachsene nationalsozialistische Ideologie erlitten haben. Zugleich darf aber die identitätsfestigende und mitunter verbindende Erinnerung an andere Epochen nicht vernachlässigt werden.

Mit meinem Beitrag habe ich an einen Menschen erinnert, der es selbst als eine wichtige Aufgabe ansah, Erinnerungen zu reflektieren, um zu einem lebendigeren Bewusstsein der eigenen Identität zu gelangen. So verwundert es nicht, wenn einer der beiden Gesprächspartner des Papstes in den „Gesprächen an der Schwelle zwischen den Jahrtausenden“, die unter dem Titel

„Erinnerung und Identität“ herausgegeben wurden, niemand anderes war als Józef Tischner.

Literatur

Bonowicz, Wojciech (2005): Tischner, Kraków.
Johannes Paul II. (2005): Erinnerung und Identität, Augsburg.

Poniedziałek, Piotr (2001): Życiorys ks. Józefa Tischnera, <http://www.tischner.pl/tisbiogram.php>, 2.10.2006.

Waterkott, Brigitte (1992): Glaube und Religiosität, in: Kobylinska, Ewa / Lawaty, Andreas / Stephan, Rüdiger (Hg.): Deutsche und Polen, München, S. 279-288.

Ziemer, Klaus (1992): Kirche, in: Kobylinska, Ewa / Lawaty, Andreas / Stephan, Rüdiger (Hg.): Deutsche und Polen, München, S. 289-296.

Justyna Ofierska, Lublin (KUL) **Marion Gräfin Dönhoff**

Marion Gräfin Dönhoff (1909-2002) – eine der großen Journalistinnen des 20. Jahrhunderts, als Herausgeberin der ZEIT und als Autorin wurde sie zur publizistischen Wegbereiterin des deutsch-polnischen Ausgleichs. Sie hat lange gelebt und viel in ihrem Leben erlebt, unter anderem die Hitlerdiktatur, während derer sie sich am Widerstand gegen das NS-Regime beteiligt hatte, die siebenwöchige Flucht aus Ostpreußen, den Verlust ihrer Heimat und ihres Familienvermögens. Die international angesehene Publizistin (seit 1972 Herausgeberin der ZEIT) hat sich auch stark für eine neue Ostpolitik Deutschlands engagiert. 1971 erhielt sie für besondere Verdienste den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Obwohl sie ihre Heimat verloren hatte, stellte sie doch ihr ganzes Leben in den Dienst der Versöhnung. Diese einzigartige Person ist sowohl für deutsche als auch für polnische Erinnerung sowie auch für das deutsch-polnische Verhältnis von besonders großer Bedeutung.

Imponierend war für Deutsche und Polen, für Russen und für das ganze Europa das Eintreten der Gräfin für die deutsche Ostpolitik der siebziger Jahre, für die Aussöhnung mit den Polen und Russen – mit zwei Nationen, in deren Gebieten sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ihre geliebte Heimat Ostpreußen befand. Im polnischen wie im russischen Teil lag je eines der Dönhoffschen Besitztümer. Aus den publizierten Erinnerungen der Gräfin kann man erfahren, wie sehr und wie lange sie um die Ende Januar 1945 verlorene Heimat getrauert hatte. Die gebildete, damals 35jährige Frau von preußischem Adel dachte zuerst, dass sie den Verlust überhaupt nicht überlebt. Sieben Wochen lang war sie im eisigen Winter 1945 auf ihrem Pferd unterwegs vom Familiensitz Friedrichstein bis nach Westfalen vor den herandrängenden Russen geflüchtet. Sie sah ihre Heimat sterben und Leichen links und rechts liegen. Hinter sich hatte sie nicht nur zwei Besitztümer der Familie gelassen, sondern auch fast 800 Jahre deutscher Geschichte im Osten, ihr Leben als Studentin der Volkswirtschaft, als Gutsverwalterin, als Mitverschworene des deutschen Widerstandes gegen Hitler. Der letzte Ritt der Gräfin Dönhoff, der Ritt nach Westen, ist zur Legende geworden. Sie verließ in letzter Minute den

Familiensitz, dessen Leitung sie als promovierte Volkswirtin nach Kriegsbeginn übernommen hatte. Dass sie die Strapazen der Flucht überhaupt überlebte, grenzt an ein Wunder. Deshalb bestieg die leidenschaftliche Reiterin später nie wieder ein Pferd.

Im Westen begann ein neues Leben für sie – das Leben einer schreibgewaltigen und mutigen Journalistin, einer scharf beobachtenden und urteilenden Reporterin, einer Glossenschreiberin.

Die ZEIT wurde bald zur zweiten Heimat der Gräfin, sie stürzte sich vollkommen in das Leben einer Publizistin. Sie wurde aber viel mehr als eine hervorragende Journalistin. Sie war fünfzig Jahre lang eine moralische Autorität und eine politische Instanz für die deutsche Gesellschaft. Die große Deutsche und die große Europäerin war selbstverständlich auch eine international angesehene Persönlichkeit. Es hat das ganze Europa sehr fasziniert, dass sie nach dem Verlust der geliebten Heimat, trotz des Verlustschmerzes sich überwand und fähig wurde „zu lieben, ohne zu besitzen“. Mit ihrer persönlichen Einstellung wollte sie das deutsche Volk darauf aufmerksam machen, dass nur aus dem Verzicht auf Ressentiments und Revisionismus Versöhnung wachsen könnte.

Dabei betonte sie immer, dass sie die von Hitler verspielte Heimat innerlich nie verloren habe und dass sie ohne der Vergangenheit untreu zu werden, mit ihrem Verzicht der Zukunft zu dienen versuche. Ohne Eigennutz hat sie verschiedenen Menschen und Institutionen mit ihrer Kenntnis von Leuten, Beziehungen und Verbindungen geholfen. Dazu gehörten unter anderem: die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik, das deutsch-englische Königswinter-Unternehmen, das Aspen Institute for Humanistic Studies in Colorado und dessen Ableger in Berlin, die Berliner Mittwochsgesellschaft, das Kuratorium der ZEIT-Stiftung, der Verein für entlassene Strafgefangene und, was für die deutsch-polnische Beziehung von besonderer Bedeutung ist – das Deutsche Polen-Institut in Darmstadt. Vielen Personen hat auch die Marion-Dönhoff-Stiftung geholfen, die dem Ziel der Völkerverständigung mit Schwerpunkt Osteuropa dient.

Der Stiftung flossen Buchhonorare und Preisgelder der Gräfin zu. Marion Dönhoff wurde eine so berühmte und so sehr anerkannte Persönlichkeit in Polen, dass eine polnische Schule in Mikołajki (Nikolajken) ihren Namen bekam – Marion-Gräfin-Dönhoff-Lyzeum. Seit der Gründung der Schule in den neunziger Jahren, ist Gräfin Dönhoff jedes Jahr Ende Mai zur Abiturfeier in das Lyzeum nach Nikolaiken gekommen. Zu diesem Anlass hielt sie Ansprachen an „ihre“ Abiturienten, in denen sie ihnen Mut auf ihrem weiteren Lebensweg gab und sie zur Selbstdisziplin und zur Kritikfähigkeit ermunterte. Die Tatsache, dass Gräfin Dönhoff viele polnische Freunde hatte, bedeutete ihre symbolische Rückkehr in die in ihrem Herzen für immer geschlossene Heimat Ostpreußen, die im Laufe der Zeit zur Heimat vieler Polen wurde. In ihren Aussagen betonte sie häufig den Begriff „unsere gemeinsame Heimat.“

Dieser Begriff wurde in Polen als Zeichen einer historischen Gemeinsamkeit und einer wünschenswerten gemeinsamen Zukunft der Deutschen und Polen angesehen.

Als überzeugte Europäerin warb Gräfin Dönhoff ständig für Versöhnung vor allem mit den Völkern, die unter der Hitlerdiktatur besonders gelitten haben. Sie wusste, dass die Wiedervereinigung Deutschlands nur durch Europa und in Europa gelingen konnte. Deshalb trat die politisch stark engagierte Frau für die Versöhnung Deutschlands mit Osteuropa ein und deshalb wurde sie auch zur Brückenbauerin zwischen deutscher Vergangenheit und europäischer Zukunft. Den Verzicht Deutschlands auf die Ostgebiete verstand sie als den einzigen Friedensgarant in Europa. So wurde sie zur publizistischen

Vorkämpferin der Ostpolitik Willy Brandts. Eine aktive Ostpolitik war ihr aber genauso wichtig, wie Fortschritte beim gemeinsamen Markt oder bei einer gemeinsamen europäischen Außen- und Sicherheitspolitik.

Am wichtigsten waren für sie allerdings die politische Einheit Europas und die Wiederherstellung Europas als „gemeinsamer geistiger Raum“. Sie betonte Begriffe wie Verantwortung und Gemeinschaftsgefühl, kritisierte den seelenlosen Materialismus und forderte die Zivilisierung des Kapitalismus. In einem ihrer letzten Interviews hat sie sich folgendermaßen geäußert: „Je größer die Verführungen sind, nur Geld und Karriere zu machen, alles andere sein zu lassen, desto armseliger wird die Welt.“

In Büchern wie „Namen, die keiner mehr nennt“ hat sie den nächsten Generationen deutsche Kulturlandschaften nahe gebracht und die Erinnerung wach gehalten. Gedanken an historische Revanche bekämpfte sie dabei sehr entschieden. „Vielleicht ist dies der höchste Grad der Liebe: zu lieben, ohne zu besitzen“ – lesen wir im Schlusskapitel von „Kindheit in Ostpreußen.“

Marion Dönhoff hat ihre Heimat an Polen verloren – und hat trotzdem diesem Land viel Sympathie und Freundschaft geschenkt. Die Versöhnung mit dem europäischen Osten war sehr wichtig für sie. Der Geist dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit der deutschen Nachkriegsgeschichte wird in Polen immer weiterleben. Niemand aus Deutschland verfügt heute in Polen über ein höheres Ansehen als Marion Dönhoff und Papst Benedikt XVI.